

-Aber der »Hitlerwagen« rollte keineswegs bergab-

Quellen zur Alltagsgeschichte in Preußisch-Litauen Teil 3/I

Tausend Jahre I: 1933 – 1939

Gerhard Bauer

Die gesellschaftlichen Gruppen Ostpreußens zeigten in der Zeit zwischen 1932 und 1933 und in der Folge recht unterschiedliche Reaktionen der Anpassung¹ an die sich abzeichnenden neuen Verhältnisse.

Für die führende **Adelsklasse** Preußens, zumal die ostelbischen Großagrariere, bedeutete bereits das Ende des Kaiserreichs politisch schlechthin die Katastrophe, denn die *feudalstäändische ostelbische Junkerklasse* war es jahrhundertlang gewohnt *über das Ohr des Monarchen*² ihren Einfluss in Gesellschaft und Staat zu sichern. Eine Art Agonie, erlebt als „*Sturz aus großer Höhe*“³, erfasste diesen mit besonderen Vorrechten ausgestatteten Stand nach dem Zusammenbruch der Monarchie.

¹ Eitner, 1990,372: *Jeder hat gute Gründe, sich anzupassen, auch wenn er ehrlich überzeugter NS-Gegner ist oder zu sein wähnt. Dies ist der Primat des Opportunismus, also der Vorrang einer Haltung, die oft im Widerspruch zur eigenen Überzeugung oder Wertvorstellung steht und allein nach Zweckmäßigkeit für eigene Interessen handeln lässt. Opportunismus ist eine bei allen Schichten und allen Völkern bestätigte, jedoch oft beschönigte Binsenwahrheit. Menschen und Völker sind, so gesehen, mit wenigen Ausnahmen stets opportunistisch, also „charakterlos“, und es wäre weltfremd, etwas anderes zu erwarten.* Beispiele für diesen Opportunismus während der NS-Zeit, deren Stern erst nach 1945 „aufging“, sind bekannte historische Gestalten wie der ‘Stardirigent’ Herbert v. Karajan und der ‘Raketen – und Weltraumpionier’ Werner v. Braun.

² Reif, 1994, 12.

³ Malinowski, 2003, 202: *Rückblickend haben Adlige im Vergleich mit 1945 den Sturz des Jahres 1918 als den tieferen beschrieben, weil er unerwarteter kam und „die Höhe, aus der wir stürzten, eine andere war“ (Antonie Gräfin zu Eulenburg). Auch jenseits der irrationalen Züge adliger Wahrnehmungen relativiert die immense Schadensbilanz in den genannten Bereichen (Verlusterfahrungen durch Gefallene, gesellschaftlicher Positionsverlust, usw. – G.B.) die weiterhin eindrucksvollen Adelsanteile in Großgrundbesitz, höherer Beamten-schaft, diplomatischem Dienst und Offizierkorps. Trotz der beachtlichen Anpassungsleistung einzelner Adelsgruppen muß man davon ausgehen, daß Kriegsniederlage und Revolution 1918 für den Adel als Gesamtgruppe in der Tat einen Sturz darstellten, der tiefer als für jede andere gesellschaftliche Gruppe war.*

Gleichwohl dominierte nach dem Ersten Weltkrieg - trotz der veränderten politischen Großlage - der 'soldatische Geist' den Alltag. (Das Militär war allein schon durch die Grußpflicht - *freute man sich und grüßte besonders strahlenden Auges* - allgegenwärtig; die Garnisonstadt Insterburg⁴ mag hierfür ein Beispiel sein.)

So sah auch diese *kleine, herrschaftserfahrene und auch nach 1918 einflussreiche Minderheit*⁵ im Aufkommen des Nationalsozialismus erhebliche Karrierechancen⁶. Etliche Aristokraten⁷ dienten sich, trotz nicht selten vorhandener persönlicher Animosität gegen diese Person, Hitler an. Hier fand die *Verschränkung*⁸ traditioneller und faschistischer Eliten statt. Spät, sehr spät erkannten Einige in diesen Kreisen, dass sie auf das „falsche Pferd“ gesetzt hatten. In der Verarbeitung der Geschehnisse um den 20. Juli - Inbegriff des Widerstands gegen die NS-Herrschaft, an dem namhafte Adelige beteiligt waren - wird darauf verwiesen, dass es durch die Opfer Einzelner vor allem um die Wiederherstellung von *Würde* und *Ehre* ging⁹, eine auch dem preußischem

⁴ Zander, 1981, 11f: *Im Verhältnis zur Einwohnerzahl war Insterburg die größte Garnisonstadt Ostpreußens und gehörte darüber hinaus mit seinen rund 6.000 Soldaten und über 2000 Pferden auch zum Kreis der größten Garnisonstädte des Deutschen Reiches zwischen den beiden Weltkriegen...Bei einer Gesamtbevölkerung von rund 48.000 Einwohnern Anfang 1937 betrug der Anteil der Soldaten rund 6.000 Mann. Das sind 12,5 Prozent der Gesamtbevölkerung.*

⁵ Malinowski, 2003, 14

⁶ *Ib.*, S. 503: *Doch Karrierechancen in den traditionellen Adelsberufen eröffnete das Dritte Reich auch unabhängig vom nachweisbaren Engagement für die „Bewegung“. Mit der Wiedereinführung der Wehrpflicht im März 1935 wurden die Karrierechancen im Militär, die der Versailler Vertrag extrem reduziert hatte, schlagartig gesteigert.(...)Wenn das Vaterland rufe, gehöre der junge Adel wie immer „in die erste Angriffswelle“(FRHR . v. Wechmar, 11.1. 1936)*

⁷ Siehe das demonstrative Eintreten der Landbundfunktionäre Graf Kalckreuth, Graf Keyserlingk-Cammerau, v. Oppen-Dannenwalde und v. Roh-Manze für Hitler. (Petzold 1981, 1132)

⁸ Mommsen 1976, 176: *Gerade indem sich die Angehörigen der traditionellen Eliten gegenüber den aufsteigenden faschistischen Führungsgruppen zu behaupten suchten, vermochten sie sich auf Dauer den korrumpierenden Wirkungen, die vom Regime notwendig ausgingen, nicht zu widersetzen. Ihre zweifellos zunehmende Kritik an der sozialen Wirklichkeit des Regimes ging über innere und zudem partielle Distanzierungen nicht hinaus und bannte sie in dessen schließlich sinnlos werdende Befehlsapparaturen. Daher blieb der Umsturzversuch des 20. Juli 1944, der das widersinnig gewordene Bündnis aufkündigte, letztlich politisch isoliert.*

⁹ So Gräfin Dönhoff in einem Essay aus dem Jahre 1945, die über den Widerstand zu berichten weiß: *Als das Jahr 1944 anbrach, hatte man längst das ursprüngliche Ziel: die geistige, verfassungs- und verwaltungsmäßige Erneuerung Deutschlands in den Vorkriegs-*

Geist verpflichteten Begriffswahl, die eher dazu geeignet scheint, das praktische Scheitern¹⁰ des Vorhabens zu sublimieren. Nicht die Übernahme der Macht im Staate war 1944 oberstes Gebot, sondern die Tat selbst: *Das Attentat muß erfolgen coûte que coûte.*¹¹

In einer für diese Gruppe seltenen Offenheit, schildert der „alte Ostpreuße“ Alexander Fürst zu Dohna-Schlobitten seine eigene und die „Verstrickung“ seines Standes mit dem NS -Regime und den Versuchen aus der „Sache“ wieder herauszukommen: *Nein, der Nationalsozialismus bedeutete nicht eine Wende zum Besseren, im Gegenteil. Aber bis zu dieser bitteren Erkenntnis brauchte ich Jahre. Als ich soweit war, warf ich eines Abends bei Dunkelheit mein silbernes SS-Abzeichen in unseren Schloßteich.*¹²

Dieser weitläufige Bericht in Form von Erinnerungen spricht für sich selbst und soll nicht weiter kommentiert werden. Hier taucht der Leser ein in eine Welt sozialer Netzwerke, in denen sich der Fürst wie selbstverständlich 'bewegt'. Nach innen gehören zum patriarchalisch-familiär geprägt Gut ca. 500 Personen. Dass diese Lebensform auch seitens des Personals verinnerlicht war, zeigt „*daß bald nach unserer Heirat eine etwa 40jährige Arbeiterin zu meiner Frau kam und sie, die Anfang 20 war, um persönlichen Rat bat mit den Worten: »Sie können mir helfen, denn Sie sind wie unsere Mutter und wir sind alle*

grenzen, aufgegeben. Schon im Sommer 1943 waren wohl die meisten sich darüber im klaren, daß der Weg zum Frieden nur über eine bedingungslose Kapitulation führen könnte, selbst wenn es noch gelingen sollte, Hitler und sein System aus eigener Kraft zu liquidieren. Als dann die Wochen und Monate bis zum Sommer 1944 scheinbar taten- und ereignislos verstrichen, mag wohl mancher nicht mehr an den Erfolg dieser Aktion geglaubt und nur noch gehandelt haben, um dem Elend und Grauen ein Ende zu setzen. Uns das ist wohl auch das Letzte, was uns geblieben ist: das Beispiel der Besten, die ihr Leben gegeben haben nicht für die Fleischtöpfe Europas, wie Adolf Hitler es befahl, sondern für die Wiederherstellung der Ehre und Würde ihres Volkes. Denn in der Geschichte ist nicht nur der Erfolg entscheidend, sondern der Geist, aus dem heraus gehandelt wird. Dieser Geist war vielleicht am stärksten in der Gestalt des Grafen Claus Stauffenberg.
(Marion Gräfin Dönhoff, 1984, 55ff.)

¹⁰ Feuersenger 1984, 65: *Als herauskam, dass komplette Namenslisten in Panzerschränken gefunden wurden, meinte Menzel (Dr. Ottokar Menzel, Historiker in der Uniform eines Kriegsverwaltungsrates): "So ist es, wenn deutsche Offiziere ein Attentat machen. Alles wird genau registriert. So etwas hätten die Russen besser gemacht".*

¹¹ So der Generalmajor Hennig von Treschkow an Graf Stauffenberg, einen Monat vor dem Attentat auf Hitler: *Denn es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck an, sondern darauf, daß die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte den entscheidenden Wurf gewagt hat. Alles andere ist gleichgültig.* (Preußen- Versuch einer Bilanz, 1981, 595)

¹² Alexander Fürst zu Dohna-Schlobitten 1991, 191

Ihre Kinder“. Nach außen ist es der Umgang mit Repräsentanten der Macht, lokal, regional und national: so weilten nacheinander Göring, Himmler und selbst Hitler auf auf den Gütern des Fürsten.

Später, als Offizier der Wehrmacht agiert Fürst zu Dohna-Schlobitten wie selbstverständlich in der Welt der Stäbe und Kommandanturen, trifft auch hier auf Bekannte und Verwandte:

Ich freute mich, endlich Offizier zu sein - also war doch noch etwas vom »Soldatenblut« meiner Vorfahren in meinen Adern! Zunächst fuhr ich im Sonderzug zum OKH nach Winniza, einer kleinen, hübschen Stadt in der Westukraine, die unzerstört geblieben war. Dort meldete ich mich bei Oberst i. G. von Ziehlberg, einem guten Bekannten von Onkel Heini aus Tolksdorf. Hier traf ich auch Major von Ilberg, der 1925 Sekretär meines Schwiegervaters in Muskau gewesen war und der sich intensiv um mich kümmerte.usw.

Trotz aller politischen Veränderungen nach 1918 gehört dieses Agieren in den „Netzwerken der Macht“ auch weiterhin zu den besonders typischen Merkmalen des preußischen Großadels. Die Haltung der NS-Herrschaft gegenüber diesem Großadel war ambivalent. Sie brauchte ihn für ihre Kriegs- und Eroberungsziele, zeigte sich aber nicht in der Lage „durchzugreifen“, denn *trotz der jahrelangen Parteiagitation gegen das „Landmonopol“ hat Hitler keine Schritte gegen den Grundbesitz getan*¹³.

Die **Evangelische Kirche in Preußen**, über Jahrhunderte neben „Heil und Segen“ auch für Zucht und Ordnung vor Ort zuständig, hatte ihr Oberhaupt verloren. Denn *der König von Preußen war Bischof der Kirche seines Landes*¹⁴. Dies bedeutete das Ende des *Landesherrlichen Kirchenregiments* und *anstelle von Thron und Altar trat bei vielen eine christlich protestantische*

¹³ Roberts 1938, 264: *Kurz, Hitler hat keins der weitreichenden Probleme gelöst, welche die deutsche Landwirtschaft seit dem Krieg (1914-18) so schmerzhaft bedrängt haben. Die seit langem schwebende Frage, was mit dem junkerlichen Grundbesitz geschehen solle, ist nicht gelöst, nicht einmal in Angriff genommen worden. (...) Die Junker haben unter Hitler nicht zu leiden gehabt.*

(Anm.: Der Australier Roberts (Universität Sydney (‘ich als ein demokratischer Individualist’) hatte in den Jahren 1935 – 1937 mit Unterstützung von NS – Behörden freien Zugang zu den NS-Institutionen und ihren Daten. Das Buch erschien 1938 und wendet sich an eine „breite Leserschaft“. In seiner „Bilanz“ hat er das „Fiasko in der Landwirtschaft“ des NS-Regimes früh erkannt.(S. 252ff.)

¹⁴ Geschichte der Bekennenden Kirche in Ostpreußen. 1976, 22. Auf die enge, historisch bedingte Verflechtung der ev. Kirche in Preußen mit der Staatsautorität weist die Untersuchung von von Thadden 1980, 175 hin.

*Nationalgesinnung*¹⁵, eine geistige Haltung, die sich mit gewissen Aspekten der NS-Ideologie vereinbaren ließ.

So setzte die **Evangelische Kirche** in Ostpreußen zunächst ihre Hoffnungen auf den neuen Gauleiter Erich Koch. Dieser, vom Beruf Eisenbahner, stammte aus dem CVJM in Wuppertal-Barmen, war demnach einer der Ihren. Scheinbar gab es im Jahr 1936 einen „Bruch“ in der Persönlichkeitsentwicklung von Koch: der sonst wohl eher pflichtbewusste Christ änderte seine Haltung zur Kirche, nachdem er in Berlin unter starkem Druck von der Parteileitung *zur Änderung seines Kurses gezwungen wurde und ging fortan den Weg der Parteileitung radikal. In Ostpreußen wirkte sich das dahin aus, dass einige Kreisleiter abgesetzt und neue eingesetzt wurden und dass auch im Rahmen des Kirchenkampfes ein härterer Kurs gegangen wurde*¹⁶. Für die Kirche bedeutete dieser Kurs eine Zerreißprobe¹⁷ und nicht selten innere Spaltung. Gegen Mitglieder im Kreis der politisch eher harmlosen Bekennenden Kirche gab es warnende Stimmen: *Wartet nur, ihr werdet schon sehen, wo ihr mit eurem Eigensinn noch hinkommt*¹⁸.

Anders verhielt es sich mit der **Katholischen Kirche**¹⁹ **im Ermland**,²⁰ die an ihrer kritischen Haltung gegenüber der NS Ideologie und dem Regime,

¹⁵ Kock, M.: 2005

¹⁶ *Geschichte der Bekennenden Kirche in Ostpreußen*. 1976, 34: *Am Anfang war Erich Koch ein eifriger Nationalsozialist, aber auch ein bewusster Christ, der das Beste für seine Provinz wollte. Es ist verständlich, dass die Christen der damaligen Zeit sich bemühten, mit Erich Koch vertrauensvoll zusammenzuarbeiten und darum den Kurs der EKU und der Bekenntnisgemeinden Deutschlands nicht mitmachten.* (Ib.)

¹⁷ Siehe die Studie von Eschenbach 1991, insbesondere Kap III, 5, S.357 ff.: Die Evangelische Kirche zwischen Demokratie und Diktatur.

¹⁸ Hans Graf von Lehndorff, 1969, 16

¹⁹ Aus einem Bericht des Generalstaatsanwalts an das Reichsjustizministeriums aus dem Jahre 1941: *Danach dürfte feststehen, daß weitaus die Mehrzahl des katholischen Klerus durchaus feindlich gegen Staat und Bewegung eingestellt ist und daß er zum Teil sogar seine Hoffnungen auf eine deutsche Niederlage in diesem Kriege setzt. Ein alter, über 70 jähriger Priester beschimpfte in einer internen Besprechung von Geistlichen den Führer mit dem Ausdruck „Schwein“, usw.(...) Fünf Angehörige des hohen katholischen Klerus aus Frauenburg und Braunsberg sind von der Staatspolizei in Schutzhaft genommen worden.* (Reifferscheidt 1975, 306, Dokument 6)

²⁰ Über die Anmut des Ermlands berichtet Gisevius gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf seiner *Rückreise von Heilsberg nach Königsberg über Pr. Eylau. Das Ermland mit seinen Eigenthümlichkeiten, die Heiligenbilder auf den Wegen, Wäldern und Feldern, die abweichende Tracht, Sprache, Gesichtsausdruck bei Mädchen und Frauen erinnert an Madonnen, Städte und Dörfer alterthümlich; die beiden Thore in Heilsberg, die Mauern um die Stadt, die Lauben=Bauart, - alles versetzt den Fremden ins Mittelalter.* (Gisevius, E., 1881, 30)

wenn Anfangs auch nur zögerlich, doch zunehmend beharrlich, festhielt und bis zum Zusammenbruch des NS-Staates erheblichen Anfeindungen und Verfolgungen ausgesetzt war. Die Gläubigen des Bistums Ermland scharften sich um ihren Hirten, den Bischof Kaller, dessen Hirtenbriefe bei den leitenden Gestapostellen in Königsberg und Berlin für erhebliche Unruhe sorgten und zwar „über die mögliche Existenz einer Aufstandsbewegung“²¹ im Umfeld des sog. *Politischen Katholizismus* in Ostpreußen.

Für große Teile des traditionellen **Berufsbeamtentums** war die Machtergreifung wie ein lang ersehnter Befreiungsschlag aus den „Zwängen“ des von ihnen ungeliebten Weimarer Staates. (Bekanntlich arbeitete der staatliche Apparat - Verwaltungen und ausführenden Behörden - nach 1918 gegen den Staat, die eigene Regierung²²). Auch Förster und Lehrer sollen in besonderer Weise mit dem Nationalsozialismus sympathisiert haben. Die Akten²³ geben zwar nur

²¹ Reiferscheidt, 1975,140. Der Hirtenbrief des Bischofs Maximilian Kaller vom 15. August 1937, verlesen in Frauenburg, ist abgedruckt in Reifferscheidt, 1975, 299 ff: *‘Um das Haus unserer heiligen Kirche heult der Sturm’*. Beunruhigt sind die NS-Berichterstatter über *das Führertum des Bischofs und der Geistlichkeit* und zitieren aus dem „Ermländischen Kirchenblatt: *„Denn das ist eine Einheit, die unzerreißbar ist und alle Zeiten überdauern wird; Bischof und gläubiges Volk.“*(Tilitzki,1991,129)

²² Über „Kontinuität“ im Staatsapparat nach 1918 schreibt die französische Journalistin Roussel: *Und was noch schlimmer war: Man hatte den Beamtenapparat nicht ausgewechselt. Dieselben Männer wie zuvor erledigten in den Ministerien die laufenden Angelegenheiten. Hohe Beamte, die die Republik offen bekämpften, behielten ihre Stellungen. Sie trauerten der Monarchie nach und wurden die Ersten, die heimlich zum Nationalsozialismus übergingen. Dasselbe galt für die Polizei. Die Reichswehr, die sich als selbstständiger Machtfaktor verstand, wurde zum „Staat im Staate“ und konnte abwarten, bis ihre Stunde kam. Aber für die Republik am verhängnisvollsten war es, dass die Justiz keine neue Struktur erhielt. Überall, in Berlin wie in den anderen Städten des Reiches, oblag die Rechtsprechung Richtern, die frisch-fröhlich Liberale zu hohen Freiheitsstrafen verurteilten, obwohl sie kein anderes Verbrechen begangen hatten, als die Machenschaften der Rechten anzuprangern. Den Rechten, die die Legitimität der Republik nie anerkannt hatten, wurden jedes Mal mildernde Umstände zugebilligt, wenn einer der ihnen vor Gericht erscheinen musste. Und oft waren diese wohlwollenden Urteile von einem verständnisinnigen Augenzwinkern begleitet.* (Roussel, 1986, 48)

²³ Reifferscheidt 1979, 75: *Abgesehen von den sogenannten prominenten Rednern der NSDAP waren die Sprecher, die den Kreisen zur eigenen Wahl angeboten wurden, vor allem Studenten, Studienräte, Heeres- und Polizeioffiziere a.D., evangelische Pfarrer. Unter den Mitgliedern der Ortsgruppen waren alle Berufe vertreten: der Oberinspektor als Beamter, der Kaufmann, der Drogist und Fabrikdirektor, der Gastwirt und Schlossermeister, der Junglandwirt und der Bauer, der Tierarzt und der Dentist, der Lehrer und der Naturheilkundige, der Leiter des Vorschußvereins und der Töpfer- oder Schneidermeister. Selbstverständlich tendierten manche Jungbauern zur Reiter - SA.* Die Recherchen von R. basieren

sporadisch Auskunft, nennen aber - außer katholische Priester - praktisch alle Berufsgruppen unter den Parteigenossen.

Kaum war Hitler in einer Koalitionsregierung aus NSDAP, DNVP und Stahlhelm zum Reichskanzler ernannt (30.1.1933), also während man sich am Kabinetttisch in Berlin noch um „Abwicklung“ bemühte, vollzog sich die Machtübernahme in Preußen bereits innerhalb eines konkreten Zeitfensters: 17. 2. 1933. *„Schießerlaß“ des preußischen Innenministers Göring; 22. 2. Aufstellung von ca. 50.000 Hilfspolizisten aus SA, SS und Stahlhelm; März und April 1933 folgte die Verhaftung von 25.000 „Schutzhäftlingen“.*²⁴

Die ersten Opfer der neuen Herren wurden auch in Ostpreußen die aktiven Vertreter der Arbeiterklasse, Kommunisten, Gewerkschaftler, Sozialdemokraten sowie Vertreter der Zentrumspartei²⁵. Noch massiver war das Vorgehen gegen Juden.²⁶ Der Terror²⁷ war von Beginn an ein konstitutives Merkmal der NS-Herrschaft.

Die *Machtergreifung* hatte zur Folge, dass *bewährte Parteigenossen* springflutartig alle führenden Stellungen und Posten besetzten, bis hinunter zum kleinsten Verein: *Plötzlich redet alles vom „Alten Kämpfer“.*²⁸

auf der Auswertung von Teilen des nationalsozialistischen Gauarchivs Ostpreußen aus Königsberg/Pr. (Quelle: Staatliches Archivlager Göttingen – Stiftung Preußischer Kulturbesitz.)

²⁴ Frei 2002, S. 59 u. 305

²⁵ Reifferscheidt, 1975, 20: *In den Wochen nach der Märzwahl wurden die Städte Königsberg, Allenstein, Insterburg, Marienburg, Elbing u. a. sowie das gesamte Ermland Schauplatz scharfer Verfolgungen der Kommunisten, der SPD-Anhänger und der Zentrumspartei. Die Unterdrückungsmaßnahmen der Nationalsozialisten begannen gleichzeitig in der Verwaltungsspitze wie in der Bevölkerung.*

²⁶ *Ib.*, S. 22

²⁷ Eley 191, 212: *Es war der Rückgriff auf politische Gewalt - auf repressive und Zwangsmethoden der Herrschaftsausübung, auf Gewehre statt Worte, auf das Zusammenschlagen der Gegner statt ihrer Verurteilung vom Rednerpult aus - , was letztlich den Faschismus von früheren Formen rechter Politik unterschied.*

²⁸ Gisevius, H. B., 1961, 85: *Wir können zurückverfolgen, wie dieser Begriff erst ab April/Mai (1933) seinen hohen Kurswert erhält. Er bedeutet, soziologisch gesehen, nichts anderes als Stellensuchender. Da sind die saalschlachterprobten Kämpen, die unermüdlchen Versammlungsbesucher, die Zettelkleber und die Sprechchoristen, kurzum, sie alle, die Zeit genug hatten, stets mit dabei zu sein, und die meinen, irgendwo sollten auch sie untergebracht werden können, und zwar gut, nachdem das riesengroße Deutschland ihrer Bewegung gehört. Vokabular des Nationalsozialismus, 1998, 26: *Alte Kämpfer: Nach einer genauen Begriffsdefinition sind als ‚Alte Kämpfer‘ zu betrachten Angehörige der SA., der SS und des Stahlhelms, die vor dem 30. Januar 1933 Mitglieder dieser Organisationen waren,**

Und wer bot sich da nicht alles an: nein, nicht nur der kleine Gauner, Denunziant, *Aufkicker*²⁹ im weitesten Sinne, von nebenan, nicht nur die in jahrelangen Straßen- und Saalschlachten erprobten Schlägertypen der SA. Aktenkundige und strafrechtlich verurteilte Kriminelle, Verbrecher jeglicher Couleur, standen Reihe nach Ämtern und Positionen, verlangten beamtenmäßige Versorgung. Die Akten, die über den Tisch des zwar regimetreuen, aber auch preußisch korrekten Beamten Wolf gingen, sprechen eine deutliche Sprache:

Es waren nur wenige Männer, unter den vorgeschlagenen, die keine kriminellen Strafen gehabt hatten. Die meisten hatten gleich mehrere bis zum halben Dutzend und noch darüber: Fahnenflucht, Totschlag, Diebstahl, Urkundenfälschung, Unterschlagung, Raub, Hehlerei, Vergewaltigung, gefährliche Körperverletzung, Zuhälterei, Kuppelei, Vergehen gegen § 175 Strafgesetzbuch und was es sonst bei Kriminellen noch zu geben pflegt. Bis zu etwa 5 % dieser Männer hatten Zuchthausstrafen verbüßt. Unter diesen „Alten Kämpfern“, die ich befehlsgemäß einstellen sollte, befanden sich, so unglaublich es klingen mag, auch Schwachsinnige...³⁰

Und man glaube nicht, dass dies ein Geheimnis war, denn die obersten NS- Führungsstellen waren bestens über „Ihre“ Leute informiert und sie gaben dem Beamten zu verstehen: *Was Ehre ist, das bestimmen wir, und in der Partei muß sich alles fügen. (...) Jede Revolution bringt Dreck von unten nach oben, das ist nun einmal ein Naturgesetz.*

Und die Stimmung im Land? Die nationalkonservative Presse Königsbergs z. B. verfolgte bereits in den Jahren vor 1933 eine eindeutig demokratiefeindliche Tendenz (*‘Durch Wahlen ist kein Volk genesen‘.*)

ferner Parteimitglieder mit der Mitgliedsnummer 1 bis 300.000 und schließlich Amtswalter, die am 1. Oktober 1933 bereits ein Jahr als Amtswalter tätig waren.

²⁹ *Aufkicker, ein Mensch, der unbefugterweise auf das Thun und Lassen anderer lauert* (Frischbier Wb. I 36).

³⁰ Wolff, 1948 (geschrieben 1946). Über Paul Wolff siehe Rohrer 2006, 323ff: *Paul Wolf, ein 1929 der NSDAP beigetretener Königsberger Verwaltungsbeamter, war vor 1933 maßgeblich am Aufbau der nationalsozialistischen Beamtenorganisation in Ostpreußen beteiligt. Er war damals als Gauredner eingesetzt worden und hatte in der näheren Umgebung der Gauleitung verkehrt. Nach der ‘Machtübernahme‘ wurde er Stadtrat Königsbergs und offenbar auf Wunsch der Gauleitung Personaldezernent in der Stadtverwaltung unter Bürgermeister Will.(...) Die Schilderungen Wolfs über die Machenschaften der NS-Größen Ostpreußens, namentlich des Gauleiters Koch, (‘Mein Buch ist ein Tatsachenbericht’) erklären sich aus einer tiefen Enttäuschung (‘Auch ich glaubte‘) über die Entwicklung der NSDAP in Ostpreußen, denn Wolff stellte sich dabei nicht gegen den Nationalsozialismus, sondern sah in diesem vielmehr ein Ideal, dem aber die Wirklichkeit in Ostpreußen nicht entsprochen habe.*

Allgemeiner Tenor dieser Presse³¹ war: Herr Hitler hat lange auf dieses Ziel hingearbeitet und sollte nun eine Chance bekommen. Der Nationalsozialismus weckte zunächst auch bei sonst klaren Geistern die Hoffnung auf einen nationalen und wirtschaftlichen Neuanfang, zumal die aktuelle Situation keineswegs befriedigend war.

Das **Bauerntum** verlor ihre seit Jahrhunderten vorherrschende, eine aus dem Gottesgnadentum³² gespeiste Orientierung, die Elemente der weltlichen, kirchlichen und göttlichen Ordnung zu einer Einheit verschmolz. Garant dieser Ordnung war der deutsche Kaiser, der abdanken musste und sich mit seinen „geliebten Hunden“ ins holländische Exil absetzte. Hier entstand nun ein ideologisches Vakuum, das durch die Idee der neuen Republik nicht kompensiert wurde. In dieses Vakuum stieß Hitler mit seinem nationalsozialistischen „blut- und bodenständigen“ Bauernmythos. Nutznießer waren außer den Gutsherren, vor allem Großbauern³³ mit über 100 Hektar Besitz.

Der Erntedanktag 1933 bot die Bühne zur Erhöhung des deutschen Bauerntums in den ersten Stand der Nation. Reichspropagandaminister Dr. Goebbels eröffnet die Reihe von Ansprachen, indem er auf die aktuell *größte Bauernbefreiung unserer Geschichte* verweist: der tätige Bauer solle seine Arbeit und Beruf als *Amt* auffassen.

Dann erschien er, der neue Reichskanzler und Führer Adolf Hitler (*‘Ein Volk sind wir, ein Reich wollen wir sein‘*). Er sieht in Deutschland eine Schicksalswende vollzogen: *wir sind nicht wurzellos und volksfremd, sondern wir fühlen uns mit der deutschen Scholle verbunden, wir hängen an ihr und damit auch am deutschen Bauerntum.*

³¹ Königsberger Allgemeine Zeitung Nr. 50 vom Montag den 30. Januar und Nr. 462 vom Montag den 2. Oktober 1933

³² Die Vorstellung des Gottesgnadentums, eines der wirksamsten Ideologien früherer Jahrhunderte, wird gespeist aus dem Phantasma des „guten Herrschers“ und zählt zu den archaischen Sinnbildern der Menschheit. Über den Prozess des Eindringens von „Herrschaft“ in das Individuum siehe Erdheim, 1984, 371ff.

³³ Pyta 1996,90: *Das dörfliche Führungspersonal rekrutierte sich zunächst einmal aus dem Kreis der großen Besitzer: Den adligen Gutsherrn wurde diese Funktion schon allein aufgrund der Tradition ihres Standes gewissermaßen vererbt; aber auch ein Großbauer genügte den Mindestanforderungen, weil er im Umgang mit der Außenwelt geschult war. Vor allem verfügte er über das, woran sich auf dem Lande zuvörderst soziale Wertschätzung bemaß: über einen ausgedehnten landwirtschaftlichen Besitz. Die Vergabe sozialen Ansehens richtete sich im Bauerndorf nach der Hofgröße.*

Darauf folgte der Auftritt von Reichsernährungsminister Darré³⁴, der es verstand, die gegebene Situation in religiöse und mystische Zusammenhänge einzubetten: *Der Nationalsozialismus sieht in einem blühenden Bauerntum den ewigen Garanten einer gesicherten Zukunft von Volk und Nation, den religiösen Träger von Sitte und Kultur und – das ist das Entscheidende – die niemals versiegen dürfende Lebensquelle unseres Volkstumes. Darré nimmt die Bauern quasi kollektiv in Haftung: Das Reichserbhofgesetz leitet eine entscheidende Epoche deutscher Agrargeschichte ein. Die Erbhöfe sollen wieder die Keimzelle der rassistischen Wiedergeburt des deutschen Volkes werden. Der deutsche Bauer weiß, daß alles, was heute für ihn geschaffen wird, ohne diesen Bauernkanzler Adolf Hitler nicht möglich ist. Damit weiß aber der deutsche Bauer auch, daß sein Schicksal mit Adolf Hitler steht und fällt.*³⁵

Inszenierung³⁶ und Kulisse waren auch in Bückeberg perfekt: da standen sie nun, 500.000 oder mehr, ausgewählte Bauernvertreter aus dem ganzen Reich und lauschten andächtig den Worten ihrer Verführer; sie selbst wurden nun Teil eines neuen Mythos, der Vermengung von Blut und Boden. Für manchen „schlichten Bauernschädel“ blieb diese Aufführung ein unauslöschliches Erlebnis, dessen eigentlicher Zweck ihm eher verborgen blieb.

Und die massive Indoktrinierung der Bevölkerung - besonders der Jugend, auch viele Frauen³⁷ verfielen dem „Charme“ des Führers, - die Versprechungen

³⁴ Über Darré, unter Agrariern spöttisch „Blubo“ genannt, (- ein eher kleinbürgerlicher Schweinezüchter/R. Grunberger/ -) siehe Petzold 1981, 1128ff. Hitler an Darré im Frühjahr 1930: „Organisieren Sie mir die Bauern, ich lasse Ihnen freie Hand.“

³⁵ Zitate (*kursiv*) aus der Königsberger Allgemeinen Zeitung v. 2. Oktober 1933.

³⁶ Als Höhepunkte der ‚Inszenierung‘ galten zwar die Reichsparteitage, dies galt aber auch für andere Formen der NS - Selbstdarstellung. Rohrer, 2006, 452: *Er diente der Einbindung, Beschäftigung und Disziplinierung der beteiligten Organisationen und Personen, bot jedoch vor allem der NSDAP und der Führung des NS-Staates eine Bühne zur Selbstdarstellung. Parteitage waren, insbesondere nach der ‚Machtübernahme‘ und dabei vom Propagandaapparat in Wort und Bild transportiert, ganz wesentlich auf die vermutete öffentliche Wahrnehmung hin berechnet und ausgestaltet. Fahnen, Zeichen, Feuer, Paraden, Tagungen, Kulturprogramme, ‚Volksbelustigungen‘, zeremonienhafte und pseudo-religiöse Abläufe, Zurschaustellungen von Größe und Kolossalität bei Menschenmassen wie bei Bauten waren Strukturelemente dieser Inszenierungen. Aufstellungen und Rangordnungen bei Aufmärschen symbolisieren dabei Elemente des NS-Staates und deren Bedeutung darin – jedenfalls gemäß der Perspektive, die die Regimeführung vorgab. Reichsparteitage zielten jenseits gruppenspezifischer Veranstaltungen darauf, den ‚Führer-Mythos‘, die vorgebliche Einheit der ‚Volksgemeinschaft‘ und jene der NSDAP zu aktualisieren. Wie andere Feiern auch, dienten sie dem Transport und der Festigung ideologischer Kernbotschaften des Nationalsozialismus.*

³⁷ Über die „deutsche Landfrau“ und „Bäuerin“ im NS-System siehe Sigrid Jacobbeit 1983

auf eine bessere Zukunft, blieben nicht ohne Folgen. So kann festgestellt werden, *in Welch unglaublich kurzem Zeitraum die deutsche Gesellschaft sich nach Januar 1933 nationalsozialisiert hat*³⁸.

Dem ideologischen Wortspiel folgen Gesetze, die das Bauerntum der Zukunft formen sollten: u. a. das Reichserbhofgesetz vom 29.9. 1933³⁹ und das Gesetz über den Aufbau des Reichsnährstandes (RNSt.)⁴⁰

Fortan wurde dem reinrassigen deutschen Bauern, dem Besitzer eines Erbhofes, eine Sonderstellung eingeräumt; Organisation und Kontrolle der Agrarproduktion und Distribution ging in die Hände des RNSt, einem bürokratischen Monster, über, ein erster Baustein zur zentralen Versorgung von Militär und Bevölkerung in einem zukünftigen Krieg.

Die bäuerliche Bevölkerung vor Ort empfand zunächst einige Maßnahmen, die nach 1933 eingeführt wurden, als Erleichterung, so z.B. das regional organisierte Einsammeln von Milch(-kannen) für die Molkereien; diese lieferten dann die Butter an die Bauern und ersparten ihnen einiges an Arbeit. Doch im Krieg, der nicht lange auf sich warten ließ, wurde auch in Ostpreußen die Butter rationiert und *wir mußten ein wichtiges Teil der Zentrifuge abliefern, damit wir nicht heimlich buttern konnten*.⁴¹

So stand die 'große' Politik nie wirklich im Fokus bäuerlichen Interesses, man wollte eher in Ruhe gelassen werden. Denn alles was von 'außen' in die relativ geschlossene Gemeinschaft auf dem Lande hineingetragen wurde, wurde mißtrauisch beäugt. Erst wenn die formellen und informellen Meinungsträger, die auch Außenkontakte hatten, die Gutsherren und Großbauern

³⁸ Welzer, 2008, 15

³⁹ Schmitz-Berning, 1998, 197: Nach Definition des Reichserbhofgesetzes: Unteilbarer, unveräußerlicher Bauernhof von der Größe mindestens einer Ackernehmung und höchstens 125 Hektar im Besitz einer bauernfähigen Person.

⁴⁰ Schmitz-Berning, 1998, 542: *Name der nach dem Führerprinzip organisierten ständischen Körperschaft des öffentlichen Rechts, die durch den Zwangszusammenschluß aller im landwirtschaftlichen Sektor Tätigen – Erzeuger, Händler, Verarbeiter – gebildet wurde. Der RNSt. war vor allem ein riesiger Verwaltungsapparat. Eitner, 1990, 288f. : Der RNSt. unter Reichsbauernführer und Reichsminister Darré ist gegliedert in 20 Landes-, 515 Kreis- und 55.000 Bezirks- und Ortsbauernschaften mit rd. 17 Mio. Mitgliedern, rd. 10.000 Beamten, rd. 20.000 Angestellten und rd. 113.000 halb- oder ehrenamtlichen Mitarbeitern. Den RNSt. dirigieren im Wesentlichen die Großbauern als nach dem Führerprinzip ernannte Landes-, Kreis- und Ortsbauernführer – mit erheblichen Befugnissen. Dass die Besetzung dieser Posten nicht durch Wahl erfolgt, wird keineswegs negativ aufgenommen. Grunberger, 1972, 164: Das Programm dieses Reichsnährstandes war ein Sammelsurium von Stadtfeindlichkeit, Blut- und –Boden –Rassismus und Pseudosozialismus.*

⁴¹ Rauschenbach 1988, 34

und die dörflichen Honorationen, wie Pfarrer und Lehrer, Position bezogen, etwas für „richtig“ fanden, gewann eine ‘Bewegung’ an Bedeutung.

Doch selbst als der Nationalsozialismus längst Bestandteil des Alltags war, ging man mit der ‘Sache’ eher gleichgültig um, so z. B. beim ‘versuchten’ Parteieintritt eines gewissen Fritz (pltd. ‘de Fretz’), der nie stattfand, weil ständig was dazwischen kam, eine Sau warf Ferkel, eine Kuh kalbte, usw. Als er endlich auf Drängen seiner besorgten Mutter auf einer Parteiversammlung erschien, hieß es: *“Lieber Dittloff, Sie haben sich zu lange Zeit gelassen, und nun kommen sie zu spät! Es ist Eintrittssperre. Sie werden nicht aufgenommen. Die Partei ist Ihnen auf ewig verschlossen“*- „Najoa“, *säd doa de Fretz, „denn es joa doa nuscht nich to moake. Eck kann joa denn ok noa Huus goahne. Na, denn wiederseh!“* – „Heil Hitler! heißt es“, *häbbes to em jeseegt.*⁴²

Jedenfalls bewahrten den Fritz Faulheit und Ausreden nach 1945 vor dem Schlimmsten – der Verschleppung nach Rußland.

Für die Landjugend allerdings bot die NS-Bewegung ein nicht zu unterschätzendes Freizeitangebot in einem sonst tristen Umfeld, wie Rauschenbach aus dem Kreis Pirkallen zu berichten weiß:

*Gemeinsam mit der H. J. gestalteten wir Gemeinschaftsabende. Weihnachtsfeiern und Sonnenwendefeier, wozu vorher fleißig geübt wurde. Wir waren alle gern dabei, kamen dadurch mit der Jugend aus den Nachbardörfern zusammen, und dieses war uns eine willkommene Abwechslung im eintönigen Landleben.*⁴³

In der Rückschau auf die „Integration“ großer Teile der gesellschaftlichen Gruppierungen Ostpreußens in die Herrschaftsideologie des Nationalsozialismus, fällt besonders die subtile auf die „Bedürfnisse“ der jeweiligen gesellschaftlichen Gruppe ausgerichtete Strategie der Nazis auf. So konnte der Adel mit dem Mythos von Ehre und Haltung⁴⁴, die Evangelische Kirche mit der Idee eines nationalen Dienstes am Volk, das Beamtentum durch Pflicht und Treue und das Bauerntum durch die Blut- und Bodenideologie vereinnahmt werden.

Die Umsetzung des Herrschaftsanspruches⁴⁵ mündet auch in Ostpreußen in eine lückenlose Überwachung der Bevölkerung und dies auf allen Ebenen der

⁴² Goltz, M., Schröder, M., 1997, 261

⁴³ Rauschenbach 1988,35

⁴⁴ Görnitz, 1956, 427: *Denn das Wesen des Adels liegt immer in der Haltung, nicht in irdischem Besitz und irdischem Vorrecht.*

⁴⁵ Fahle 1986, 284 f.: *Die Herrschaft des Faschismus über die Klassen auf dem Lande beruhte im Prinzip auf den gleichen Säulen, auf denen seine Herrschaft über die Gesamtgesellschaft errichtet war: Propaganda, Terror und materielle Zufriedenheit. Dabei war das*

Gesellschaft, im öffentlichen, wie im privaten Bereich. Nicht nur die Polizei, Geheimpolizei, Sicherheitsdienst, der Justizapparat und sonstige Behörden legten Akten an und verfassten Berichte über Personen und Gruppen, *sondern der gesamte Parteimechanismus (Ortsgruppe, Kreisleitung und Gauleitung) erhielt von der Führung diese primäre Aufgabe der Beobachtung aufkommender oder vermuteter gegnerischer Bewegungen als wesentliche Voraussetzung für den Weiterbestand der NSDAP.*⁴⁶

Jeder Ortsgruppenleiter war praktisch ein Herrscher über Personen seines Einflussgebietes, jeder Blockwart kontrollierte Bewohner eines Wohnblocks, selbst innerhalb der Familien konnte man nicht mehr vor einer Denunziation sicher sein, der Bruch ging nicht selten durch Familien, Generationen und soziale Gruppen. Niemand war vor dem Zugriff durch die Sicherheitsbehörden sicher. *Der einzige Mensch, der in Deutschland noch ein Privatleben führt, ist jemand, der schläft*, ließ Robert Ley, NS-Reichsorganisationsleiter, verlauten.⁴⁷ Wer in diesem System nicht über einen gewissen Einfluss⁴⁸ (z.B. über eine Dienststelle, Kontakte zu Führungspersonen) verfügte, war gefährdet oder ins Abseits gestellt.

Die Atmosphäre der totalen Überwachung, der Denunziation und des Misstrauens machte selbst im Kuhstall einer betagten Bäuerin im Memelland nicht halt, die sich nur mit „Bauernschläue“ aus der „Schlinge“ ziehen konnte: *Als Hitler kam (März 1939), war es verboten, Litauisch zu sprechen. Man musste mit 'Heil Hitler grüßen. Der Förster (lit. fēršteris) zeigte eine Frau aus seinem Dorf an, weil sie auf den Gruß ‚Heil Hitler‘ nicht mit ausgestreckter Hand geantwortet hatte. Die Frau konnte sich folgendermaßen herausreden:*

eine oder andere Herrschaftsinstrument je nach Nähe der betreffenden sozialen Gruppe zur NS-Bewegung zwar mehr gewichtet als andere, wirksam wurde die faschistische Herrschaft aber nur durch das Zusammenspiel aller drei Ecksteine. Drohte einer davon wegzubrechen, mußten die anderen beiden massiver angewendet werden. So wurde das sog. 'Dampf 'ablassen' auf Versammlungen weitgehend toleriert, denn: Tatsächlich gingen die Nazi-Funktionäre im allgemeinen mit Kritik aus Reihen der Bauernschaft verhältnismäßig vorsichtig um.

⁴⁶ Reifferscheid 1979,82

⁴⁷ Doch selbst in seinen subtilsten Träumen waren Menschen nicht frei von den Anmaßungen des NS-Terrorregimes, wie die Studie (Quellensammlung) von Charlotte Beradt 1966 eindringlich zu dokumentieren weiß. In dem Nachwort zu der Untersuchung schreibt Reinhart Koselleck: *Gerade wo der Mensch nur bei sich selbst zu sein scheint, im Schlaf, wird er überfallen.* (S.119)

⁴⁸ Fischer, 1988,14: *Der einzelne konnte nur dann im NS-Staat etwas werden und bedeuten, wenn er eine Schlüsselstellung einnahm oder über eine Hausmacht verfügte.*

sie sei im Stall gewesen und konnte an diesem Ort einen so verehrungswürdigen Namen wie Hitler nicht aussprechen. (Aus dem lit.)⁴⁹

Die Besetzung des Memellandes durch deutsche Truppen am 22. März 1939 (das Memelland war zwischen 1923 und 1939 von der Republik Litauen annektiert worden) bedeutete bis 1945 das Ende der litauischen Sprache in der Öffentlichkeit; sowohl der Gebrauch der Sprache, wie auch die litauische Presse waren verboten. Eine Katastrophe für die kleine Schar litauischer evangelischer Christen um die Vereinigung „*Sandora*“, ihre diakonischen - karitativen Einrichtungen, die Buchhandlung in Memel und die Monatszeitschrift „*Pagalba*.“ Auch für ihren unermüdlich tätigen Seelsorger, Prof. Dr. Gaigalaitis, einer bekannten Persönlichkeit des öffentlichen und politischen Lebens Ostpreußens, der in diese Arbeit nicht nur 35 Jahre seiner Schaffenskraft, sondern auch beträchtliche Teile seines Familienvermögens geopfert hat. Denn bereits am Tage des Einmarsches der Deutschen begannen die üblichen Repressionen gegen Teile der Bevölkerung: Durchsuchungen, Verhöre, Verhaftungen, Beschlagnahmungen sowie Enteignungen auch von privatem Vermögen. Die schutzlosen Betroffenen konnten nur entsetzt diesem Treiben zusehen.

Hier fand nun der letzte, allerdings rassistisch motivierter Akt, eines über Jahrhunderte andauernden Assimilierungsprozesses statt: Germanisierung und Selbstgermanisierung bis zum Jahr 1945. Danach wurde, was das Memelland betrifft, die ‘Geschichte‘ neu geschrieben.

Denn bis dahin hatte selbst die Eingliederung des Memellands in die Republik Litauen nicht die eventuell zu erwartende Hinwendung der litauischstämmigen Bevölkerung zum Litauertum zur Folge. Die Sprache und Kultur Litauens, sowie die „Mentalität“ ihrer Bewohner, blieb den meisten Memelländern fremd, den deutsch Gesinnten erst recht, die die ‘fremde‘ litauische Verwaltung als Okkupation erlebten: so monierte man sich über den unbeliebten *Schwenzjurgis - St. Georg, litauisches Wappen*⁵⁰. Die Bewohner des Memellandes, selbst die litauischstämmige Landbevölkerung, war mehrheitlich deutsch im Sinne der ihr vertrauten „preußischen“ Ordnung, eingestellt. Davon auszunehmen sind jene im Luthertum verwurzelte religiöse Kreise, wie die der Vereinigung „*Sandora*“, die mit dem Schwinden der litauischen Sprache den Kern ihrer religiösen Identität zu verlieren drohte: die in der Muttersprache

⁴⁹ Bauer 1995, 71

⁵⁰ *Das im Memelland keineswegs beliebte litauische Wappen mit dem heiligen Georg, das auf Dienstsiegeln, Briefmarken, Münzen und Amtsschildern von der litauischen Gewaltherrschaft im Memelland zeugte, wurde richtig, wenn auch mit respektlosem Unterton so genannt: Er hat mir den Schwenzjurgis im Paß reinjedrickt. (Kurschat, H. A. 1964,135)*

gelesenen Texte (meist in gothischer Schrift) der Botschaft Christi, ihre geliebten Kirchenlieder, die von tiefer Religiösität geprägte, Versammlungen (Surinkimmen). Aber auch hier fand zwischen den Generationen - so erklären sich die Appelle an die eigene Jugend in der Zeitschrift 'Pagalba' - eine Entfremdung statt: die junge, kurz vor, im oder nach den 1. Weltkrieg geborene Generation, gelegentlich noch zweisprachig, deutsch und litauisch aufgewachsen, entfernte sich zunehmend von ihren einst litauischen Wurzeln, geriet nach 1933 wohl auch in den Sog deutschnationaler, wenn nicht nationalsozialistischer Ideen. Dieser Konflikt spiegelt quasi die prekäre Situation nach 1933 wider. Die litauischen Lutheraner des Memellandes waren traditionell eng mit der deutschen Evangelischen Kirche Preußens verbunden. Ihre Theologen wurden an Theologischen Fakultäten deutscher Universitäten ausgebildet, das verwendete theologische Schrifttum war deutsch, usw. Nach der Übernahme der Macht im Reich durch Hitler, der Gleichschaltung des Protestantismus in Deutschland, fürchteten sich die Vertreter dieser Kirche vor einem ähnlichen Schicksal, der Nationalisierung ihrer Institutionen und den Verlust des christlichen Glaubens.

Geradezu tragisch war das Schicksal von Personen wie Gaigalaitis, die von 1939 bis 1941 zwischen allen Fronten gerieten, getrieben von historischen Ereignissen, deren Akteure da waren die Herren Hitler und Stalin. Hatte man, wie bei Gaigalaitis der Fall, im Jahre 1940 mit der Übernahme der Staatsangehörigkeit der Litauischen Republik und mit dem Umzug nach Litauen im Januar 1940, für Litauen optiert, sich sozusagen für eine neue, 'Heimat' entschieden, um der NS-Willkürherrschaft zu entkommen, geriet man bereits am 15. Juni 1940 unter der Herrschaft der Sowjets: *nachdem wir* (seine Frau Marie Dietze war Deutsche) *hinreichend Erfahrungen mit den Bolschewiken gemacht hatten, entschieden wir uns zurück nach Deutschland zu gehen*⁵¹. Hier begann nun eine schier endlose 'Wanderschaft' (*Durchschleusung*) als Recht- und Staatenloser durch die Durchgangs- und Aufnahmelager des Dritten Reiches. Gaigalaitis und seine Frau, 'fanden' in Frankfurt a.M. bei Verwandten Unterschlupf, und wurden anschließend in den kleinen Württembergischen Ort Bretten 'verlegt'. Hier wurde er nach dem Tod am 30. 11. 1945 beerdigt, später, nach Wiedererlangung der Unabhängigkeit, nach Litauen (1994) überführt. Aus dem Tagebuch⁵² von V. Gaigalaitis: 19. X. 1944: *Pone Dieve, gelbėk mus, išlaikyk Lietuvą ir jos tautai neleisk žūti.* ('Herr Gott, rette uns, erhalte Litauen und laß' ihr Volk nicht untergehen').

⁵¹ Gaigalaitis, 1998, 71

⁵² Gaigalaitis, 1998, S. 295 u.299

27. IX.1945: *Viešpaties malonė lydėjo mane 75 metus, lydėk mane, iki išganytingo atsiskyrimo iš šio pasaulio ir duok ilsėtis Danguje* ('Des Heilands Gnade geleitete mich 75 Jahre, leite mich bis zum seeligen Scheiden von dieser Erde und gib ausruhen im Himmel').

* * * * *

-die rechte Hand recht oft zum Gruß an der Mütze-

Quellentexte zur NS - Herrschaft und Bevölkerung (1933 - 1939)

1. Erinnerungen an die Garnisonstadt Insterburg⁵³

In der bekannten Turnier- und Garnisonsstadt Insterburg geboren und aufgewachsen, ist mir noch gut in Erinnerung geblieben, wie Schwadronen des Reiter-Regiments im Jahr 1927 mit fähnchenbewehrten Lanzen auf dem Standortübungsplatz übten. Aber, fangen wir mit der Zeit während des Ersten Weltkriegs an.

Bahnhofscommandant war zu der Zeit Oberstleutnant Heinrich, den ich damals als Pennäler durch meinen Vater kennenlernte und der mir von einem Besuch des deutschen Kaisers Wilhelm II in Insterburg und der Meldung an S.M. berichtete. Nach Kriegsende wurde, wie auch in anderen Städten, in Insterburg eine Bürger- oder Einwohnerwehr gebildet. Mir ist dazu noch lebhaft ein Foto aus dem Jahre 1919 in Erinnerung, auf dem neben vielen anderen auch mein Vater in Feldgrau mit Stahlhelm und Gewehr zu sehen war.

Die Heeresverminderung auf 100.000 Mann brachte es mit sich, daß ab 1921 (bis 1935) erhebliche Teile der Kasernenanlagen in »Mietskasernen« umfunktioniert wurden. So die Kasernenkomplexe in der Ulanenstraße, bisher Unterkünfte der 12er Ulanen und in der Kasernenstraße auf der linken Seite, wo früher die 45er und Teile des Artillerie-Regiments 37 lagen. Das Offizierskasino in den Schluchten wurde »Bürgerkasino«. An ihm vorbei führte mich mein täglicher Schulweg als Grundschüler zur Parkschule.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich das vorbildliche Verhältnis der Insterburger zu ihrer Garnison, das sich bei jeder sich bietenden Gelegenheit zeigte.

Geduldig säumten die Bürger den Straßenrand, wenn Truppenteile durch die Stadt marschierten und mit ihren Lafetten und Trossen die Straßenübergänge blockierten. Auch die unvermeidlichen Manöverschäden in Wald und Flur

⁵³ Zander, 1981, 165ff.

konnten stets in bestem Einvernehmen reguliert werden.

Unvergessen geblieben ist mir das Blasen des Zapfenstreichs. Schon seit meiner frühesten Kindheit gehörte der Zapfenstreich, die Locke um 21.45 Uhr und dann der Zapfenstreich um 22 Uhr, zum festen Tagesablauf. Jeder Truppenteil hatte seinen Hornisten, der mit der Wache aufzog; so waren es mehrere Horn- bzw. Trompetensoli, die die Nachtruhe 'einblusen'.

Ein Ereignis, das mich als Junge ungemein beeindruckte, war das Truppenkarussell, dargestellt 1934 auf dem Insterburger Turnierplatz als Schaunummer. In der Mitte standen die Musikkorps mit schmetternder Marschmusik, im ersten Kreis um die Musik herum marschierten auf der rechten Hand Infanterie-Kompanien mit geschultertem Gewehr, dann auf einem zweiten Kreis auf der linken Hand um die Infanteristen herum trabten gespannte Gefechtsfahrzeuge und schließlich in einem dritten Kreis um die Gefechtsfahrzeuge galoppierten Schwadronen des Reiter-Regiments auf der rechten Hand. Es war ein großartiges Bild. Eine derartige Vorführung habe ich niemals mehr gesehen. Das war einmalig in Insterburg. Ein Bericht über die Insterburger Garnison wäre unvollständig, meine ich, wenn wir nicht auch die im Ordensschloß stationierte Landespolizei erwähnen würden. Oft bin ich auf meinen Stadtgängen vor der »Machtübernahme«, also in den Jahren bis 1933, den berittenen Patrouillen zu zwei Reitern begegnet. In ihren blauen Uniformen mit den blanken Knöpfen und Tschakos, dem schwarzen Koppelzeug mit Schulterriemen, dem Patronentäschchen auf dem Rücken und dem langen Säbel am Sattel hinterließen sie im Stadtbild stets einen guten Eindruck. Nach meiner Erinnerung wurden sie bei der Heeresvermehrung in Truppenteile der Wehrmacht eingegliedert.

Eine bedeutende Rolle spielten im Garnisonleben Besuche hoher Persönlichkeiten. Aus mir nicht mehr bekanntem Anlaß besuchte Generalfeldmarschall v. Mackensen Insterburg. Im wahrsten Sinne des Wortes gab es dazu einen großen Bahnhof. Das Schiebegitter im Bahnhofsgelände zwischen den beiden Fahrkartenkontrollständen war weit geöffnet und Feldmarschall v. Mackensen schritt in würdiger Haltung durch diese 'Ehrenpforte' mit seiner Begleitung und erhobenem Marschallstab an dem Spalier der angetretenen und salutierenden Bahnbeamten vorbei. Sein Hauptquartier war der historische »Dessauer Hof«, vor dessen Portal zu Ehren des hohen Gastes eine Wache des Reiter-Regiments 1 mit Schilderhaus aufgezogen war.

Wenn ich vorher von der Verbundenheit der Bevölkerung mit ihren Soldaten sprach, so fand diese herzliche Eintracht nicht zuletzt ihren äußeren Niederschlag in häufigen Musikveranstaltungen der Insterburger Musikkorps im Gesellschaftshaus am neuen Markt. In ihnen spiegelte sich das »Danke-

schön« der Soldaten wider für manche Unbill. Die Leitung dieser Veranstaltungen lag in den 30er Jahren bis zum Kriegsbeginn in Händen des Stabmusikmeisters Grothe vom Infanterie-Regiment 43, der dann bis Kriegsende das Musikkorps der 61. (ostpreußischen) Infanterie-Division leitete.

Garnisonkirche war die reformierte Kirche auf dem Markgrafenplatz in Insterburg, in der auch ich 1931 konfirmiert wurde. Zum Gottesdienst an den Sonntagen rückten die Truppenteile im Fußmarsch in die Kirche ein und der Offizier vom Kirchendienst hatte dem anwesenden Standortkommandanten bzw. dem dienstältesten Offizier die Vollzähligkeit der teilnehmenden Soldaten zu melden. Noch heute klingen in mir die beim Marsch auf den mit Basalt gepflasterten Straßen klirrenden Sporen der Reiterstiefel nach. Die langen Säbel, ausgehakt und waagrecht in der linken Hand getragen, bildeten eine lange, gleichmäßig hin und her wogende Kette. Ein prächtiges soldatisches Schauspiel.

Im Herbst 1932 - wir hatten beschlossen, auch Soldaten zu werden - fuhren wir, fünf Pennäler, zu den Herbstmanövern des Wehrkreises 1 nach Klein Dätzen im Kreis Darkehmen (Angerapp). Dort erlebte ich zum Abschluß der Manöver die große Parade des Wehrkreises, also auch unserer Insterburger Soldaten, vor Generalfeldmarschall v. Hindenburg. In 12er Reihen, Infanterie mit aufgefplantem Bajonett, defilierten Truppenteile aller Waffengattungen zu Fuß, zu Pferde und motorisiert 50 Minuten lang vor ihrem obersten Befehlshaber in makelloser Ordnung. Musikkorps schwenkten ein und aus, eine Glanzleistung preußischen Soldatentums. Diese Szene erlebte ich, nur fünf Schritt von Hindenburg stehend, unmittelbar mit. Der alte Herr, in gerader Haltung stehend, hob und senkte immer wieder den Marschallstab zum Gruß.

Bis zur Aufstellung des Wachregiments in Berlin bestand in der Reichswehr der Brauch, Infanterie-Kompanien aus den Provinzen des Reichs für eine kurze Zeit, ich glaube es war ein Vierteljahr, zum Wachdienst nach Berlin zu kommandieren. So erlebte ich als Junge, wie in den zwanziger Jahren eine Kompanie des IR 1 unter großer Anteilnahme der Bevölkerung mit klingendem Spiel zum Verladen durch die Stadt marschierte.

Ich erwähnte schon an anderer Stelle den Insterburger Turnierplatz. Ohne seiner zu gedenken wäre eine Würdigung der Insterburger Garnison unvollständig. Es gehörte mit zu den Ausbildungszielen der berittenen und gespannten Offiziere, sie so zu fördern, daß ihr Einsatz bei den Wettkämpfen auf dem Turnierplatz ermöglicht werden konnte. Dazu dienten u.a. Lehrgänge unter Leitung des Kommandeurs der reitenden Artillerie-Abteilung 1, Oberstleutnant Holste, in Insterburg. Bis es soweit war, beteiligten sich die

jüngeren Offiziere an den organisatorischen Maßnahmen zur Durchführung der reiterlichen Veranstaltungen auf dem Turnierplatz. Unter der Leitung des Geschäftsführers des Insterburger Rennvereins, des Oberstleutnants a.D. Woelki - übrigens der einzige bekannte Fall, daß ein pensionierter Stabsoffizier befördert wurde - bereitete man die Offiziere auf ihre Aufgaben beim Turnier vor. So stand auch ich 1938 auf dem Turnierplatz und mußte als Ordner bei einer Dressurprüfung vor der großen Tribüne Roß und Reiter »gehenlassen«. Für die berittenen und bespannten Offiziere der ostpreußischen Garnisonen war die Reitausbildung besonders hart. Zu ihr gehörte u.a. auch der Korpsdauertritt. Er forderte von jedem Reiter die Bewältigung einer Strecke von 120 km in 24 Stunden bei Wind und Wetter mit Einlagen zur Lösung taktischer Aufgaben. Die Lösungen mußten in den nächst erreichbaren Briefkasten geworfen werden. Einen solchen Ritt hatte ich im Spätherbst 1938 mit einem Offizier-Kameraden in Richtung Tilsit zurückzulegen. Unvergessen wird mir die nette Hilfsbereitschaft eines Landwirts bleiben, der uns morgens gegen 3 Uhr aufnahm, uns beköstigte, für eine Stunde in die Sofaecke schickte, unsere Pferde versorgte und uns dann um 4 Uhr wieder wachrüttelte. Hatten wir uns nun gefreut, nach der Rückkehr den entbehrten Schlaf nachholen zu können, so hatten wir uns arg getäuscht. Vom Pferderücken weg wurden wir in Klausur geschickt und hatten eine Fülle von artilleristischen Schießaufgaben zu lösen. Eine gepflegte Härteübung!

Wenn der Wind über die Stoppelfelder strich, nahte die Manöverzeit. Für uns junge Soldaten war das immer eine »hohe Zeit«. Nach den Übungen ging es dann ab in die Quartiere. Unsere Landsleute nahmen ihre Soldaten immer gerne auf. War es doch eine willkommene Abwechslung von dem täglichen Einerlei. Jede Menge Kuchen wurde gebacken, Bärenfang angeboten und den Höhepunkt bildete der Manöverball, der meist nicht ohne »blaue« Augen oder Beulen abging. Aber auch »Manöverkinder« soll es 9 Monate später gegeben haben.

Zu den vornehmsten Standortaufgaben der jüngeren Offiziere, zu denen auch ich vor dem Krieg zählte, gehörte der 'Standortdienst'. Er begann mittags mit der Vergatterung der Standortwache und fand seine Fortsetzung mit den aufgetragenen Kontrollgängen, die nach festgelegten Zeiten zu erfolgen hatten. So oblag mir auch einmal die Kontrolle der Standortarrestanstalt, die in einem Block der Infanterie-Kaserne in der Kasernenstraße untergebracht war. Auf das Stichwort öffnete mir »Vater Philipp«, und ich ließ mir die eine oder andere Zelle öffnen. Jedesmal erfolgte dann die vorgeschriebene Meldung. Etwas eigenartig klang die Antwort eines Untersuchungsgefangenen auf meine Frage, warum er in U-Haft sei:

„Wegen Heiratsschwindel!“ So etwas gab es also auch.

Ein anderes Mal war ich zum Wochenende als Offizier vom Standortdienst eingeteilt mit der klaren Weisung, meinen Dienst in Zivil zu versehen und meine Kontrollgänge durch Insterburgs 'berühmte' Lokale durchzuführen. Befehl war Befehl, und in Räuberzivil mit Schlägermütze und der Walther PP in der Tasche begab ich mich, dem Milieu entsprechend, die Pendeltüre mit dem Fuß aufstoßend, in die »Grüne Katze«, einem Lokal in der Schloßstraße, das uns schon so manchen Disziplinarfall geliefert hatte. Kaum eingetreten, hörte ich einen Pfiff, dann raschelte es unüberhörbar und anschließend wurde es wohltuend ruhig. Gleichzeitig kam der Wirt hinter dem Tresen hervor, trat auf mich zu und begrüßte mich außerordentlich freundlich mit den Worten: »Guten Abend, Herr Oberleutnant!«. Ich tippte mit dem rechten Zeigefinger an meine Mützenkrempe und murmelte so vor mich hin, daß ich wohl hier nichts weiter zu tun hätte, sprach's und verließ eilenden Schrittes das Lokal. Immerhin, die Alarmanlage hatte gut funktioniert.

Die Freizeitgestaltung in der Garnison spielte sich vornehmlich im Offizier-Kasino ab. Dort blieb auch das Leutnantsgehalt, bis auf unbedeutende Reste. Nur wenn keine Verpflichtung bestand, suchte man auch außerhalb militärischer Anlagen Abwechslung. 'Tivoli' mit Kabarett und einer Bar war ein Lokal, wohin man guten Gewissens - in Zivil, versteht sich - seine Schritte lenken konnte. Trautchen, die Bardame, empfing dort die ihr wohlbekannten Kunden stets mit gewürzten Sprüchen oder spendete verzagten Gemütern Trost, wenn's nötig war.

Als Verkehrslokale standen uns der »Rheinische Hof« und »Ephas Weinstuben« (Inhaber war Herr Lindemann) am alten Markt, sowie der »Dessauer Hof« in der Wilhelmstraße zur Verfügung und in hohem Ansehen. Während Cafe Alt-Wien von Unteroffizieren und Mannschaftsdienstgraden 'heimgesucht' wurde, trafen sich die Offiziersoldaten zum Fünf-Uhr-Tee im Cafe Dünckel, Ecke Wilhelm/Deutsche Straße. Dieses war auch mein Stammcafe. Ein ebenfalls regelmäßiger Besucher dieses Cafes war der Chef der 2. Schwadron des Reiter-Regiments 1, Rittmeister Jiresch, ein österreichischer Offizier aus Wien. Bis zum Beginn des Krieges haben wir dort manche Stunden verplaudert, dann verloren wir uns aus den Augen. Wie groß war unser beider Freude, als wir uns 30 Jahre später auf dem Parcours des Aachener Turnierplatzes wiedersahen. Oberstleutnant a.D. Jiresch ist ständiger Gast der Aachener Turniere in seiner Eigenschaft als internationaler Richter für das Dressurreiten.

Anfang August 1939 feierte der Insterburger Turnierplatz sein, wenn ich mich richtig erinnere, 50jähriges Bestehen. Die Feierlichkeiten waren ganz

groß aufgezogen worden. Wir jungen Offiziere waren als »Bärenführer« eingeteilt und hatten die Exzellenzen und andere Würdenträger, z.T. noch aus kaiserlichen Zeiten, zu betreuen. Den Höhepunkt bildete ein feierliches Festbankett im Reiterkasino, Ecke Artillerie-/Kasernen-Straße. Es sollte die letzte große Veranstaltung der Garnison sein; denn vierzehn Tage später, am 16. August 1939, saß ich im alten Ordensschloß zu Insterburg, vor mir den Mob-Kalender und stellte aus Kadern der I./Artillerie-Regiment 37 die 10. Batterie Artillerie-Regiment 161 auf. Dabei gab es ein unverhofftes Wiedersehen.

Die Arbeit an der Mob-Aufstellung nahm mich so in Anspruch, daß ich kaum von meinem Schreibtisch aufzusehen vermochte. Durch ein heftiges Hackenklappen und die Worte »Kennen Sie mich noch, Herr Leutnant?« wurde ich aus meiner Geschäftigkeit herausgerissen. Vor mir stand der Oberkellner der Gaststätte 'Tivoli', Gustav Gawehn. Auf meine Frage, was er denn hier wolle, gab er mir zu verstehen, daß er einberufen worden sei und wollte mich fragen, ob er nicht bei mir Bursche werden könne. Darüber hatte ich mir bisher keine Gedanken gemacht. Das Angebot kam mir daher sehr gelegen und ich sagte zu. Er hat mir dann eineinhalb Jahr als Bursche treu zur Seite gestanden.

In derselben Zeit, ebenfalls vom 16. August 1939 beginnend, wurde im Gymnasium in der Forchestraße der Stab der 61. Infanterie-Division aufgestellt, dessen Kommandeur der in Ostpreußen durch seine Sendungen »Kamerad, ich rufe Dich« bekannt gewordene General Haenicke wurde.

Erst 1941 kehrte ich in die Garnisonstadt Insterburg zurück. Am 21. September 1941 vor Arensburg auf Oesel verwundet — Schußfraktur linker Oberarm - lernte ich als blessierter Heimkehrer nicht nur das Insterburger Lazarett, sondern dort auch meine spätere Frau, eine Schlesierin aus Liegnitz, kennen, die für ein halbes Jahr nach ihrer Arbeitsdienstzeit und vor ihrem Studium dienstverpflichtet worden war.

Damit enden meine persönlichen Erinnerungen an Insterburg, die Stadt, die ich bis Kriegsende nur noch besuchsweise wiedergesehen habe. (Reinhard Hartmann)

Untergebene, Vorgesetzte, Kameraden

Die Soldaten waren der Befehlsgewalt ihrer militärischen Vorgesetzten unterworfen. Durch die Haltung und persönliche Lebensführung der Vorgesetzten wurden Untergebene, die in soldatischer Zucht lebten, zu freiwilligem Gehorsam und steter Einsatzbereitschaft angehalten. Verantwortungsfreude, überlegenes Können, Kameradschaftsgeist und Verschwiegenheit zeichnete die Unteroffiziere aus. Zunächst als Leitbilder betrachtet, wurden sie zum Teil Vor-

bilder für die jungen Soldaten. In wenigen Monaten harter Ausbildung entstand eine Gemeinschaft, die jeder Anforderung standhielt. Männer mit Willensstärke und Entschlußkraft haben eine treue, opferbereite Truppe geschaffen. Die dienstlichen Erfordernisse auf Freiwilligkeit gelenkt und gestaltet haben Schwierigkeiten gar nicht aufkommen lassen und wurden zur freudig erfüllten Pflicht.

Unteroffiziere, die als Korporalschaftsführer eingeteilt waren, haben sich besonders in den ersten Wochen der Ausbildung in der Fürsorge um die jungen Soldaten bemüht. Wie oft wurde durch ihre Mithilfe passende Bekleidung und Ausrüstung für den Rekruten beschafft. Besonders an den Waffenröcken der Ausgehuniform wurden durch ihren persönlichen Einsatz viele Änderungen durch die Truppenschneiderei vorgenommen. Mit Rat und Tat waren sie in jeder Situation für uns Kameraden. Durch die Grußpflicht gegenüber allen Offizieren und Unteroffizieren, sowie den kameradschaftlichen mit anderen Soldaten hatte man in Insterburg bei einem Gang durch die Stadt oder beim Spaziergang durch die Anlagen die rechte Hand recht oft zum Gruß an der Mütze. Wenn man einem direkten Vorgesetzten begegnete, freute man sich und grüßte besonders strahlenden Auges, der Beweis echten Kameradschaftsgefühls. (Joachim Thulke)

* * * * *

-Auch wir waren also dem Trugschluß erlegen, mit einer Regierungsübernahme durch die NSDAP würden sich die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse stabilisieren-

2. Fürst zu Dohna-Schlobitten⁵⁴

Nach dem Tod meines Vaters im November 1918 begann ich mir zum ersten Mal Gedanken darüber zu machen, warum die Dohnas im Laufe des 19. Jahrhunderts ihre liberale Einstellung aufgegeben hatten und immer weiter nach rechts gerückt waren. Allerdings war Alexander Dohna, der preußische Staatsminister, erheblich liberaler gewesen als sein Vater Friedrich Alexander. Das mochte auf den Einfluß des Theologen Schleiermacher zurückzuführen sein, der von 1790 bis 1793 die jüngeren Brüder Alexanders als Hauslehrer in Schlobitten unterrichtet hatte. Es müssen also vor allem die Unruhen von 1848 und später der überragende Einfluß von Bismarck gewesen sein, wodurch mein Urgroßvater zu einem überzeugten Konservativen wurde.

⁵⁴ Alexander Fürst zu Dohna-Schlobitten 1991,174ff.: Politische Erinnerungen 1919-1939

In seine Fußstapfen trat dann auch mein Großvater, und dieser wiederum erzog meinen Vater in demselben Geist.

Im Allgemeinen hörten wir Kinder von den Eltern so gut wie nichts über Politik, und bis 1918 hatte ich an Politik kaum Interesse. Bis zum Ersten Weltkrieg war der Landwirt - ob Großgrundbesitzer oder einfacher Bauer - Mitglied der Konservativen Partei, nach dem Krieg gehörte man der aus ihr hervorgegangenen Deutschnationalen Volkspartei an - eine Alternative gab es nicht.

Onkel Alexander Dohna-Schlodien, ein bekannter Professor der Rechte und Mitglied der verfassunggebenden deutschen Nationalversammlung 1919, wurde von den Onkeln aus der Generation meines Vaters belacht und von ihnen verachtungsvoll als »roter Graf« bezeichnet. Dabei gehörte er der Deutschen Volkspartei an, die eine rechtsstehende bürgerliche Partei war. Im Kreis Preußisch Holland hatten die Großagrarien um 1910 eine Zeitung gegründet, das »Oberländer Volksblatt«, das die Bevölkerung auch politisch beeinflussen sollte. Die größten Aktionäre waren die drei Dohnas aus Schlobitten, Schlodien und Lauck sowie Herr Skirl aus Hohendorf. Dieser war Mitglied der Gichtelianer, einer Sekte, die sich auf die Lehren des Mystikers Johann Georg Gichtel (1638-1710) berief. Die Engelsbrüder, wie sie sich auch nannten, hofften, sich zur Reinheit der Engel zu erheben, und enthielten sich daher des ehelichen Umganges. Herr Skirl hatte etwa zehn Junggesellen um sich versammelt, die recht angenehm in dem schönen schloßartigen Barockhaus Hohendorf lebten. Die Nazis lösten die Sekte nach 1933 auf, und Gauleiter Koch eignete sich den wertvollen Besitz an, worüber wir sehr empört waren.

Das »Oberländer Volksblatt« war nach dem Ersten Weltkrieg mehr und mehr in Schwierigkeiten geraten. Als man den Betrieb um 1930 sanierte, mußte ich als größter Aktionär in der Nachfolge meines Großvaters einige tausend Mark beisteuern. Dies war damals eine große Belastung für Schlobitten, aber es wäre mir nie in den Sinn gekommen, dies abzulehnen. Die Abonnentenzahl war weiterhin rückläufig. 1934 wurde das Blatt nebst Druckerei von den Nazis übernommen; man hatte den Betrieb durch die Konkurrenz einer NS-Zeitung ausgehungert, was die Nazis damals »Gleichschaltung« nannten.

1919 war Ostpreußen durch den Polnischen Korridor vom übrigen Deutschland abgetrennt worden, und damals hatten einige konservative Militärs und Beamte den Heimatbund gegründet, der Ostpreußen gegen äußere Feinde - gemeint war Polen - verteidigen sollte. Der Heimatbund war als Verein zur Pflege der Vaterlandsliebe getarnt, zum Vorsitzenden hatte man Herrn von Hasset bestimmt, der als Oberregierungsrat beim Oberpräsidium in Königsberg

das Wohlwollen der Regierung besaß. Bei möglichen Aufständen sollte der Verein zusammen mit der Polizei Ruhe und Ordnung wiederherstellen.

Die Furcht vor dem Kommunismus, die auch bei mir und meinen Freunden tief eingefleischt war, brachte dem Heimatbund einen starken Zulauf von Mitgliedern, vor allem auf dem Land. Die linken Parteien standen ihm entsprechend argwöhnisch gegenüber. Anfang 1919 wäre es beinahe zu einem Zusammenstoß gekommen. Etwa zweihundert Mann des Heimatbundes, darunter auch ich, standen in Preußisch Holland an der Ausfallstraße nach Elbing, um den Marsch von Arbeitern der Elbinger Schichau-Werft und einigen anderen notfalls mit Gewalt zu stoppen. Bewaffnet waren wir mit Jagdgewehren und Waffen, die wir aus dem Krieg mit nach Hause gebracht hatten; es gab sogar ein oder zwei Maschinengewehre, die unter der Hand von der Reichswehr zur Verfügung gestellt worden waren. Zum Glück wurde der Marsch der Elbinger Arbeiter wegen Kälte und schlechten Wetters vorzeitig abgebrochen.

Die rechte Hand Herrn von Hassels war der für die militärischen Belange des Heimatbundes zuständige Major Fletcher, ein alter Bekannter meiner Onkel Heinrich und Lothar Dohna, die im Winter 1919/20 mit Major Fletcher in der Baltischen Landeswehr gegen die Bolschewisten gekämpft hatten. Über Onkel Heini kam auch ich mit dem Verband in Berührung. Meine Aktivitäten beschränkten sich jedoch darauf, in der Schlobitter Kirche nachts hinter der Orgel Waffen und Munition zu verstecken. Auch machte ich für den Heimatbund Propaganda und stiftete wiederholt Geld. An den geheimen militärischen Übungen nahm ich nicht teil; seit meiner kurzen Dienstzeit vom Juli 1918 bis Januar 1919 war mir jede Freude am Militärdienst gründlich verdorben.

Auch an den späteren Übungen des Stahlhelms, des nationalkonservativen Wehrverbandes der Weimarer Republik, beteiligte ich mich nicht. Geführt wurde diese Vereinigung bis in die unteren Ränge hinein von ehemaligen Weltkriegsoffizieren, die in der Reichswehr nicht untergekommen waren. Die Reichswehrführung selbst sah im Stahlhelm eine Art Ersatzheer und unterstützte ihn nach Kräften.

Der älteste Sohn des Kronprinzen, Wilhelm von Preußen, ein Soldat aus Leidenschaft, war dem Stahlhelm beigetreten und beteiligte sich an seinen militärischen Übungen. Die Zusammenkünfte des ostpreußischen Stahlhelms fanden zumeist auf dem Lande, so auch in Schlobitten statt. Die Stahlhelmer wohnten in der Brauerei, einem der beiden dem Schloß gegenüberliegenden Bauten, und schliefen auf Stroh. Selbstverständlich teilte auch Prinz Wilhelm dieses Lager und ließ sich nur manchmal bei uns im Schloß blicken. Diesen großgewachsenen, schlanken, jungen Mann mit dunkelbraunem Haar und blauen Augen schätzten wir wegen seiner Gradheit und Zuverlässigkeit sehr;

als Monarch wäre er vielleicht noch eher geeignet gewesen als sein Vater. Prinz Wilhelm von Preußen fiel 1940 in Frankreich; der Tod des Kaiserenkels erregte großes Aufsehen. Daraufhin wurden alle Angehörigen der bis 1918 regierenden Häuser vom Kriegsdienst befreit, da man monarchistische Regungen befürchtete.

Im Winter 1922/23 besuchte eine Delegation des Heimatbundes Hitler in München. An der Besprechung nahmen teil Herr von Hassell, Major Fletcher, mein Vetter Hermann Dohna und ich sowie zwei andere, deren Namen mir entfallen sind. Das Treffen fand im Haus eines gewissen Professor Funk statt, der, wenn ich mich recht erinnere, Architekt war und damals die NSDAP unterstützte. Meiner Erinnerung nach trugen Hitler und seine zwei oder drei Begleiter eine Art Uniform. Hitler war erst seit anderthalb Jahren Vorsitzender der NSDAP, und seine lokalen Erfolge hielten sich durchaus in Grenzen; dennoch trat er überaus selbstbewußt auf. Mit seiner gutturalen Stimme und dem uns fremden österreichischen Dialekt verlangte er als erstes umgehend die alleinige Verfügungsgewalt über den Heimatbund. Außer maßloser Überheblichkeit und beträchtlichem Eigensinn konnten wir nichts Ungewöhnliches an diesem Mann entdecken. Die Besprechung endete, ohne daß wir Näheres über Hitlers politische Absichten erfuhren. Ein dreiviertel Jahr später, im November 1923, versuchte er, durch einen Putsch die Macht an sich zu reißen.

Mitte der zwanziger Jahre nahmen mich die äußerst schwierige Lage der Wirtschaft in Schlobitten und die Gründung meiner Familie so in Anspruch, daß für Politik wenig Zeit blieb. Wenn sich jedoch eine Gelegenheit bot, mit Leuten zusammenzukommen, die wichtige Stellungen innehatten, nahm ich sie wahr. So bin ich als entfernter Nachbar einige Male bei Elard von Oldenburg-Januschau gewesen, der mich zur Begrüßung stets auf beide Backen küßte, was mir nicht angenehm war. Groß, mit dickem Bauch, spärlichen weißen Haaren und weißem Spitzbart, so ist er mir noch im Gedächtnis. Der joviale Rittergutsbesitzer, Wortführer der ostelbischen Großagrarien, war ein Meister im Erzählen amüsanter Anekdoten. Politisch kannte er nur einen Gegner: die Linke. So schrieb er mir etwa im Juli 1930: »Ich halte die Situation für *sehr ernst*. Ich glaube, daß eine Zusammenfassung aller rechtsgerichteten Elemente notwendig ist, um den Griff an die Gurgel zu parieren, den die Sozialdemokraten vorbereiten«.

Im Herbst 1930 war der Chef der Heeresleitung, Generaloberst Freiherr von Hammerstein-Equord, während eines Manövers einige Tage zu Gast in Schlobitten. Er liebte die Annehmlichkeiten des Lebens, aß und trank gern gut, ging so oft wie möglich auf die Jagd und nahm sich dafür viel Zeit. Seine außergewöhnliche Intelligenz und seine schnelle Auffassungsgabe versetzten ihn

in die Lage, dennoch den täglichen Anforderungen des Manövers gerecht zu werden. Es wurde viel über die guten Beziehungen Deutschlands zu Rußland gesprochen; in der Freundschaft mit Rußland sah er ein Gegengewicht zu dem als feindlich empfundenen Polen. Aus seiner strikten Ablehnung des Nationalsozialismus machte Hammerstein kein Hehl. Überhaupt war er kein Freund der Parteien, und insbesondere hielt er nichts von der Politik der Deutschnationalen, die ihm allzusehr nach der NSDAP schielten.

Hammersteins Einstellung zeigte sich deutlich im September 1930 bei dem Prozeß gegen zwei Leutnants und einen Oberleutnant der Ulmer Garnison vor dem Reichsgericht in Leipzig. Die Offiziere standen in Verbindung zur NSDAP und hatten innerhalb der Reichswehr für sie geworben. Sie wurden aus dem Heer entlassen und zu Festungshaft verurteilt. Dies wurde von den Rechten als Skandal bezeichnet. Im Namen der DNVP hatte Herr von Oldenburg im Reichstag eine Rede gehalten, über die mir Hammerstein am 11. November 1930 schrieb: »Ich bin schwer enttäuscht und bekümmert darüber, daß Herr von Oldenburg sich hat gegen die Armee mißbrauchen lassen«.

Ich vertrat damals noch die idealistische Auffassung, daß alle Menschen, die ich schätzte, sich auch untereinander verstehen müßten, und daß gerade diese beiden so wichtigen Männer sich in einer so kritischen Zeit zu entzweien drohten, bekümmerte mich. Ich sandte daher eine Abschrift von Hammersteins Brief zehn Tage später an Oldenburg; ich stünde dem Gang der Ereignisse allzufern, als daß ich mir selbst ein Urteil erlauben könnte. Oldenburg antwortete mir am 25. November 1930: »Ich habe mich nicht gegen die Armee mißbrauchen lassen, sondern ich habe den Spitzen derselben, Kriegsminister nebst Anhang, unter stürmischem Beifall des Reichstages (mit Ausnahme von Centrum, Sozialdemokraten und Kommunisten) auf den Hut gegeben wegen ihres Verhaltens bei der Verhaftung der Ulmer beiden Leutnants vor der Front und wegen einiger Erlasse, die das Fundament jeder Armee ruinieren, Disziplin, Kameradschaft, Wehrwille und Ehre. Die hohen Herren werden sich daran gewöhnen müssen, daß sie nicht nur mit den Augen *links* marschieren können, sondern daß auf der Rechten auch noch Leute sind, die Soldaten waren.« - »Stürmischer Beifall im Reichstag ist eine sehr billige Ware«, kommentierte Hammerstein am 15. Dezember lakonisch. Das vorübergehende Zerwürfnis zwischen Oldenburg und Hammerstein wurde, wie mir beide übereinstimmend berichteten, auf Wunsch von Hindenburg schnell aus der Welt geschafft.

Wir Jungen gelangten allmählich zu der Überzeugung, daß die überalterte Führung der Deutschnationalen Partei abtreten müsse, weil ihre Politik viel zu konservativ sei und den veränderten Verhältnissen Anfang der dreißiger Jahre nicht Rechnung trage. Die jüngeren Mitglieder der DNVP waren jedoch macht-

los. Hermann Dohna wechselte deswegen 1930 zur Volkskonservativen Vereinigung von Gottfried Treviranus; andere, wie der Vetter meiner Frau, Fritz Dietlof Graf von der Schulenburg, traten aus dem gleichen Grunde der NSDAP bei. Ich blieb trotz aller Bedenken bei den Deutschnationalen. Als Hugenberg im Januar 1932 per Rundschreiben andeutete, daß Hindenburg bei der bevorstehenden Reichspräsidentenwahl nicht mit der Unterstützung der DNVP rechnen könne, wandte ich mich erneut an den Januschauer und bat ihn um Rat. »Auch ich war nicht einverstanden mit dem Ton des Hugenbergschen Briefes«, schrieb er mir am 2. Februar. »Aber das bietet mir keine Veranlassung, die Partei zu wechseln. Wer zu den Nazis überläuft, setzt nach meiner Ansicht auf das falsche Pferd. In absehbarer Zeit fallen die Nazis auseinander, da der linke Flügel stärker ist als der rechte. Wenn Hitler nicht will wie wir, hängt er! das ist die Losung für kommunistische Mitläufer. Wir müssen deutschnational bleiben, um als Bremse zu wirken an dem bergab rollenden Hitlerwagen. Das Wirtschaftsprogramm Hitlers - *Ausbau* des Tarifwesens anstatt Beseitigung - ist schon mehr als bedenklich.« Damit brachte Herr von Oldenburg die Sorgen nationalkonservativer Kreise auf den Punkt. Aber der »Hitlerwagen« rollte keineswegs bergab.

Der Weimarer Republik mit ihren ständig wechselnden Regierungen stand ich ablehnend gegenüber, ohne zu erkennen, daß die Deutschnationalen an den katastrophalen Zuständen nicht ganz schuldlos waren. Den meinungsbildenden Kräften in der Partei war vor allem an der Wiedereinführung der Monarchie gelegen, und jedes Mittel, die Republik zu diskreditieren, war ihnen recht. Diesen extrem reaktionären Kurs lehnte ich nicht zuletzt auch deshalb ab, weil ich von den in Frage kommenden Mitgliedern des Hohenzollernhauses wußte, wie ungeeignet sie als Monarch waren.

Es ist schwer zu beschreiben, wie stark die Abneigung der Konservativen gegen alles war, was nicht für die Monarchie zu sein schien. Bis 1918 hatten der Adel und die Organisationen, die seine Interessen vertraten, eine Vorzugsstellung in der Politik, und fast alle entscheidenden Posten waren in seiner Hand. Die Umwandlung der Konservativen Partei zur Deutschnationalen Volkspartei 1918 war im Grunde ein Anachronismus, denn die Machtposition der sogenannten nationalen Kräfte entsprach keineswegs ihrem Anspruch. Auch als Hindenburg 1925 Reichspräsident wurde, änderte sich wenig an dieser Situation. Aus dem raschen und nicht verarbeiteten Verlust von Rechten und Privilegien erklärt sich der mit Angst gepaarte Haß der Konservativen auf alles »Linke«.

An die Wahl Hindenburgs hatte man zunächst große Hoffnungen geknüpft, gerade auch in Ostpreußen. Der Sieger von Tannenberg war ein Held und ge-

noß unser Vertrauen. So gab es 1925 in meinem Verwandten- und Bekann-tenkreis wohl niemanden, der ihm die Stimme verweigerte. Als Enkel seines Freundes Richard Dohna gratulierte ich ihm zu seiner Wahl, und von da an bestand eine lose Verbindung.

In den Jahren von 1929 bis 1931 waren meine Frau und ich einmal zum Cocktail und zweimal zum Abendessen im Reichspräsidentenpalais eingela-den. An den Veranstaltungen nahmen jeweils etwa hundert Personen teil. Hin-denburg gab jedem einzeln die Hand und richtete mit seiner sonoren lauten Stimme einige mehr oder weniger belanglose Worte an ihn, man antwortete kurz, dann kam der nächste an die Reihe. Danach stellte man fest, wie die Tischordnung war - als eines der jüngsten Ehepaare saßen wir etwas abseits -, und setzte sich zu einem opulenten Diner. Anschließend verteilte man sich auf verschiedene Räume und plauderte, in bequemen Sesseln sitzend, mit Bekann-ten. Da Hindenburg in seinem Alter keine langen Abendgesellschaften mehr liebte, brach man zeitig auf. Solche Empfänge wie überhaupt der ganze Haus-halt wurden von Hindenburgs Schwiegertochter organisiert, die mir als kleine, dunkelhaarige, besonders sympathische Dame in Erinnerung ist. Der Sohn von Hindenburg hingegen trat an solchen Abenden wenig in Erscheinung; nicht zu Unrecht hatte er den Spitznamen »Pauls Kind«.

Als 1932 die Wiederwahl Hindenburgs zur Debatte stand, war die Ent-scheidung für uns um vieles problematischer als sieben Jahre zuvor. Immerhin war Hindenburg bereits 85 Jahre alt. Wir trauten ihm jedoch zu, daß er sich gute Ratgeber suchen, und setzten darauf, daß er an der Regierung Brüning festhalten würde. Der bei uns sehr angesehene Oberpräsident von Ostpreußen, Adolf von Batocki, setzte sich persönlich für die Wiederwahl Hindenburgs ein.

Meine Sympathie für Brüning beruhte auf einer persönlichen Begegnung 1931. Der Reichskanzler befand sich mit kleinem Gefolge auf einer Ost-preußenreise und war unter anderem Gast meines Veters Hermann Dohna in Finckenstein. Hermann hatte mich dazu eingeladen. Brünings straffe Haltung verriet den ehemaligen Offizier, sein markantes Gesicht mit der auffallend hohen Stirn und die randlose Brille ließen den Gelehrten erkennen. Sowohl Brünings Erscheinung als auch seine Bemerkungen zur politischen Lage gefie-len mir und ließen mich hoffen, daß er das Steuer herumwerfen und die deut-sche Nation in einen sicheren Hafen lenken werde. Als Hindenburg Ende Mai 1932 Brüning fallenließ, war ich sehr enttäuscht; nach meinem Dafürhalten hat sich Brüning nicht genügend zur Wehr gesetzt.

Hatten meine Frau und ich im Juli 1932 noch deutschnational gewählt, so stimmten wir bei den Wahlen vom 6. November gleichen Jahres nach einigem Zögern für Hitler. Auch wir waren also dem Trugschluß erlegen, mit einer

Regierungsübernahme durch die NSDAP würden sich die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse stabilisieren. Am Tag der sogenannten Macht ergreifung, dem 30. Januar 1933, war ich zufällig in Berlin und saß ahnungslos in einem Tanzlokal, während wenige hundert Meter entfernt der Fackelzug durch das Brandenburger Tor zog. Daß an jenem Tag eine schreckliche Zeit ihren Anfang nahm, war mir überhaupt nicht bewußt; eher empfand ich eine gewisse Erleichterung. Denn auch wenn ich den Ideen des Gefreiten aus dem Ersten Weltkrieg skeptisch gegenüberstand, so erschien mir seine Ernennung doch der einzige noch gangbare Weg, zu einer stabilen Regierung zu gelangen. Als am 21. März in der Potsdamer Garnisonkirche der neue Reichstag feierlich konstituiert wurde, beglückwünschte ich Hindenburg schriftlich, nachdem ich fünf Tage zuvor mit meiner Frau noch einmal zu einem Empfang bei ihm gewesen war.

Am 2. August 1934 starb Hindenburg, und als Enkel Richard Dohnas wurde mir die Auszeichnung zuteil, die Bestattungsfeierlichkeiten im Tannenbergdenkmal mitzuerleben. Von meinem Sitzplatz im Innenhof des riesigen Oktagon aus konnte ich alles genau beobachten. Der ungeheure Aufwand sollte in erster Linie dazu dienen, die Wehrmacht, die ihren toten Feldmarschall zu Grabe trug, auf ihren neuen Oberbefehlshaber Hitler einzuschwören. Im langsamen Trauerparademarsch wurde die Lafette mit dem Sarg von Rappen durch das Haupttor hereingefahren. Unvergeßlich sind mir die Generale aus dem Ersten Weltkrieg in ihrer bunten Vorkriegsmontur sowie die zahllosen Kriegervereine mit ihren farbenprächtigen Fahnen, die den gesamten Innenhof füllten. Es war mit Abstand das pompöseste Begräbnis, das ich je erlebt habe.

Es gab vieles, was wir nicht billigten: die Boykottmaßnahmen gegen jüdische Geschäfte, die Willkür der SA oder die Propaganda gegen die christlichen Kirchen. Viele glaubten, durch Eintritt in die Partei der Entwicklung steuern zu können. Begabte Leute, von denen ich etwas hielt, waren Parteimitglieder geworden, Fritzi Schulenburg, Hermann Dohna oder Klaus Groeben zum Beispiel; einige hatten wichtige Stellungen inne, wie Tschammer-Osten als Reichssportführer, Graf Helldorf als Polizeipräsident von Berlin oder Karl Siegmund Litzmann, Sohn eines bekannten Generals aus dem Ersten Weltkrieg, als SA-Obergruppenführer in Königsberg. Dieser überaus noble Mann, den ich 1933 durch meinen Vetter Hermann kennenlernte, kam häufig zu Besuch nach Schlobitten, und angesichts meiner Schwierigkeiten mit der Partei war es mir sehr angenehm, mit einem einflussreichen SA-Führer Umgang zu haben. Auch konnte ich mit ihm mein Verhalten gegenüber der Partei und ihren Vertretern abstimmen, ohne befürchten zu müssen, denunziert zu werden. Bei gemeinsamen Ausritten oder auf der Jagd konnten wir uns ungestört unter-

halten. 1938 wurde Litzmann versetzt, und ich verlor ihn aus den Augen.

Im Sommer 1933 kamen Christian Prinz zur Lippe aus See mit seiner hübschen und netten Frau Evchen, geborene von Trotha, zu uns nach Schlobitten. Sie waren begeisterte Hitler- Anhänger, wie zu dieser Zeit so viele unter unseren Bekannten. Um unseren Gästen Ostpreußen zu zeigen, unternahmen wir mehrere Autofahrten durch das Land; Christian hob immer wieder die Hand zum Hitlergruß, und überall auf den Feldern und in den Ortschaften grüßten die Leute mit strahlenden Gesichtern zurück. Alle schienen befreit von einem lang anhaltenden Druck, und auch meine Frau und ich wurden von diesem Gefühl angesteckt und grüßten froh mit allen anderen mit. Man währte sich in einer großen Gemeinschaft, aber dieser Glaube währte nur kurze Zeit.

Kaum waren die Nationalsozialisten an der Macht, begannen sie, tüchtige Beamte aus politischen, weltanschaulichen und sogenannten rassischen Gründen abzusetzen. Zu den ersten Opfern gehörte der bewährte Oberpräsident von Ostpreußen, Wilhelm Kutscher. Auf seinen Posten sollte ein verdienter Parteigenosse, Erich Koch, der seit 1928 Gauleiter der NSDAP in Ostpreußen war. Durch Hermann Dohna und andere wußte ich, daß dieser von Machthunger und Geltungssucht besessene Mann völlig ungeeignet für eine solche Stellung war. So fuhr ich zu Reichswehrminister General von Blomberg, den ich von den Empfängen bei Hindenburg kannte und bei dem wir einmal zum Essen eingeladen waren. Bei dem Gespräch war auch Oberst von Reichenau zugegen, den ich über Maria Agnes Dohna aus Tolksdorf kennengelernt hatte. Blomberg schien sich in seiner Rolle als Minister nicht recht wohl zu fühlen, sprach von Bajonettspitzen, auf denen die Regierung derzeit säße; spätestens in einigen Monaten müsse alles wieder in eine demokratische Regierung einmünden. Während Blomberg eher etwas unsicher wirkte, schien mir der leicht arrogante Reichenau genau zu wissen, was er wollte. Beide versprachen, das ihre zu tun, um die Ernennung von Koch zu verhindern, aber ich hatte nicht den Eindruck, daß sie das ernsthaft vertreten würden. Blomberg war zu weich - nicht zu Unrecht nannten ihn die Eingeweihten »Gummilöwe« -, und Reichenau war ein zu fanatischer Anhänger Hitlers und viel zu ehrgeizig, um für ein solches Anliegen auch nur einen Finger zu rühren.

Im Herbst 1932 hatte Hermann Dohna Hitler durch Ostpreußen gefahren. Auf der Landstraße in Finckenstein war ich ihm von meinem Vetter vorgestellt worden und hatte ihm zum zweiten Mal die Hand geschüttelt; von unserer ersten Begegnung im Winter 1922/23 schien er nichts mehr wissen zu wollen. Im Sommer 1933 kam Hitler mit großem Gefolge erneut nach Finckenstein. Hermann lud uns dazu ein, und wir nahmen an, nicht zuletzt da mein ehemaliger Schulkamerad aus Darmstadt, Karl Wolff, als Adjutant Himmlers

mit dabei war.

Zu Hitlers Stab gehörten sein Adjutant Schaub, Himmler mit Wolff, Heydrich mit Frau, der für den Nordosten zuständige SS-Obergruppenführer Werner Lorenz, Hitlers Photograph Hoffmann und andere. Hitler sprach, während man in größerem Kreis zusammensaß, fast ununterbrochen und mit überlauter Stimme über die deutsche und die englische Flotte, wobei er gut orientiert zu sein schien. Bei Tisch wurde ihm, da er vegetarisch aß, extra serviert, Alkohol trank er nicht. Nachdem er sich sehr früh zurückgezogen hatte, bildeten die anderen Gruppen; ich geriet an einen Kartentisch mit Heydrich und zwei anderen Gästen. Man spielte Bridge. Heydrich konnte sich nicht zusammennehmen; bei dem geringsten Fehler, der ihm oder einem anderen in diesem harmlosen Spiel unterlief, bekam er Wutausbrüche. Anschließend unterhielt ich mich lange mit Wolff, der mich auch mit Himmler bekannt machte. Dabei müssen wir wohl ausgemacht haben, daß ich Himmler an einem der nächsten Tage mit meinem Auto an die Grenze zum Freistaat Danzig bringen sollte, wo er sich mit einigen SS-Führern verabredet hatte.

An einem strahlend schönen Sommermorgen holte ich Himmler in Marienburg ab, und zu zweit fuhren wir mit meinem Horch-Kabriolett in die Danziger Niederung. Die Begleitung folgte in mehreren Polizeiwagen. Im Gegensatz zu den zahlreichen wichtigtuersischen Emporkömmlingen in Hitlers Begleitung wirkte Himmler auf mich zurückhaltend, ja bescheiden. Er hatte wie ich Landwirtschaft studiert und einer schlagenden Verbindung angehört. Auch zeigte er sich recht belesen und war alles in allem ein angenehmer Gesprächspartner.

Als ich ihm von der Holzburg der alten Prußen auf dem sogenannten Schloßberg im Prökelwitzer Wald erzählte, geriet er augenblicklich in Begeisterung, und sein dabei zutage tretender Germanenfimmel machte mich doch ein wenig stutzig. Seinem Wunsch, dort Ausgrabungen zu veranlassen, stimmte ich nur unter der Bedingung zu, daß die Arbeiten von Archäologen geleitet würden und daß ich keinerlei Mittel beisteuern mußte. Im Frühjahr 1935 wurden sachgemäß Querschnitte in die Wälle gelegt und zahlreiche kleinere Funde zutage gefördert, nichts Sensationelles. Es wurde lediglich die Überlieferung bestätigt, daß hier mehrfach schwere Kämpfe stattgefunden hatten und die hölzernen Bollwerke mehrmals verbrannt waren. Im Herbst 1935 besichtigte ich die Ausgrabungen gemeinsam mit Himmler. Dabei hob er einen ganz ordinären, faustgroßen Feldstein auf und rief begeistert: »Das ist ein altgermanischer Hammer!« Mich durchzuckte es wie ein Blitz: Der Mann mußte verrückt oder schizopren sein. Im Prökelwitzer Wald hatte es nur heidnische Prußen, die Bronzewaffen führten und die überhaupt nichts mit den Germanen

gemeinsam hatten, oder deutsche Ordensritter gegeben, die längst eiserne Waffen besaßen. Es war jedoch völlig zwecklos, auf solche Ungereimtheiten hinzuweisen.

Zurück zu Hitlers Besuch in Finckenstein 1933. Karl Wolff sagte mir, daß im Flugzeug des »Führers« ein Platz frei sei, und fragte, ob ich mitfliegen wolle. Selbstverständlich sagte ich sofort zu, zumal ich ohnehin geschäftlich in Berlin zu tun hatte. Hitler flog stets mit seiner eigenen JU 52-3 M, die drei Motoren besaß. Hitler, wie üblich in seiner braunen Montur, stieg als erster ein und setzte sich auf den vordersten Platz. Sein Gefolge, in SA- und SS-Uniform, nahm die Sitze dahinter ein. Hermann Dohna und ich, als einzige in Zivil, saßen ganz hinten. Hitler las in einem Buch, diktierte, und ließ sich berichten. Da ich seine Stimme infolge des Motorenlärms nicht hörte, mag es sein, daß er auf dem eineinhalbstündigen Flug auch geschlafen hat. Bei der Ankunft in Berlin auf dem Tempelhofer Feld kann kein besonderer Empfang stattgefunden haben, sonst wäre mir das im Gedächtnis geblieben.

Im Juni 1934 unternahm ich einen letzten Versuch, Erich Koch loszuwerden: Ich lud Hermann Göring zur Jagd auf Prökelwitzer Rehböcke ein. Als hochdekoriertes Frontoffizier aus dem Ersten Weltkrieg schien er mir einer der wenigen Vertrauenswürdigen unter den braunen Emporkömmlingen zu sein. Bei dieser Gelegenheit wollte ich Göring mit einigen Herren zusammenbringen, die wichtige Stellungen in Ostpreußen bekleideten und die Koch ebenso kritisch gegenüberstanden wie ich. Es waren dies der Kommissar für die Osthilfe, Dr. Lauenstein, Regierungspräsident Friedrich in Königsberg und mein Onkel Heinrich Dohna, alle drei hervorragende Fachleute mit politischem Weitblick, die, wie ich hoffte, auf Göring Eindruck machen würden.

Göring lebte als preußischer Ministerpräsident schon damals auf sehr großem Fuße. Für die zwei Tage in Prökelwitz waren alle möglichen Vorbereitungen zu treffen, um ihm den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. So wohnte Göring - was wir ihm nicht vorenthielten - in demselben Raum wie dreißig Jahre zuvor der Kaiser. Über die Trink- und Eßgewohnheiten des „Herrn Ministerpräsidenten“ schrieb sein Adjutant Menthe am 15. Mai 1934: „Getränke: Helles Bier, etwas Sekt, an Schnäpsen: Malteser, Enzian, Himbeer oder Kirschwasser. Auf alle Fälle keine Liköre, nur dänischen, schwedischen Korn oder weiße (helle) Männerschnäpse. Gerichte: Spargel, Champignons, Morcheln, leichtes Fleisch, neue Kartoffeln, viel Obst, Krebse und gern ißt er etwas Kaviar“. Krebse hatten wir, aber Kaviar haben wir uns in Schlobitten niemals geleistet.

Ich holte Göring auf dem Flughafen Marienburg ab; er brachte einen Diener und sechs große Koffer mit und trug Fliegeruniform mit dem Pour le mérite

„aus dem Halse“. Göring war guter Laune, die sich noch verbesserte, als er am Abend und am nächsten Morgen je einen Rehbock erlegte. Als meine Frau mit drei unserer Kinder erschien, nahm er den einjährigen Fritz und den vierjährigen Richard gleichzeitig auf Arm und Schulter und ließ sich so photographieren. An Einzelheiten des Gesprächs mit den von mir eingeladenen Herren erinnere ich mich leider nicht. Jeder brachte Beispiele aus seinem Gebiet, daß es so nicht weitergehen könne. Göring hörte sich alles an, ließ von seinem Adjutanten einige Notizen machen, vermied es jedoch, Stellung zu nehmen oder gar Zusagen zu machen.

Als wir am nächsten Tag vormittags auf den Hof gingen, trug der überaus eitle Göring weiße Hosen sowie einen weißen Pullover. Für die Jagd legte er dann einen grünlichen Wildlederwams mit Gürtel und gleichfarbige lange Hosen an. Beide Bekleidungen unterstrichen noch seine Leibesfülle. Bei Tisch aß er im Gegensatz zu Hitler reichlich von allem. Während der Mahlzeiten und auch sonst ab und zu schüttete er sich mehrere kleine, weiße Tabletten in den Mund. Ich dachte sofort an Aufputzmittel.

Am Mittag fuhren wir nach Schlobitten. Der prunksüchtige Göring wollte gern ein großes Schloß sehen und sich dort den versammelten Gutsarbeitern zeigen. Mir kam der Wunsch gelegen, weil ich hoffte, aufgrund der neuen Gesetze den Besitz als Erbhof deklarieren und ihn so vor Teilung und Siedlung bewahren zu können. Vielleicht würde mich Göring dabei unterstützen, wenn er Schlobitten gesehen hätte. Er genoß zwar alles, was wir ihm boten, wick aber einer Stellungnahme geschickt aus. Am Abend schoß Göring noch einen dritten Rehbock in Prökelwitz und flog am nächsten Tag nach Berlin zurück.

Görings Besuch in Schlobitten und Prökelwitz hatte Gauleiter Koch stark verärgert. Über die Deutsche Arbeitsfront wurden daraufhin haltlos Vorwürfe gegen mich und den Betrieb erhoben: Wir hätten zwei Stunden Freizeit bei dem Empfang von Göring nacharbeiten lassen, die Differenz habe Göring aus eigener Tasche bezahlt. Eine Hetzkampagne in zahlreichen ostpreußischen Zeitungen war die Folge. So fuhr ich im Dezember 1934 zu Göring nach Berlin, um die Angelegenheit richtigzustellen. Ich wurde sehr distanziert von ihm empfangen und merkte bald, daß es ihm augenblicklich nicht ins Konzept paßte, sich Koch zum Feind zu machen. Es war unseren Arbeitern in Schlobitten zu verdanken, daß die Vorwürfe der Partei, ich sei unsozial, nicht verfangen. So verlief schließlich alles im Sande.

Es sei noch bemerkt, daß Gauleiter Koch auf Betreiben von Göring und Himmler im Herbst 1935 von seinem Posten suspendiert wurde; Göring ernannte Regierungspräsident Friedrich, vielleicht weil er ihn aus Prökelwitz

kannte, zum Oberpräsidenten-Stellvertreter. Einige Monate später konnte Koch bei Hitler seine Suspendierung rückgängig machen. Göring ließ Friedrich schäbig fallen; er wurde in den einstweiligen Ruhestand versetzt und schied bald danach aus dem Staatsdienst aus.

Über Karl Wolff war ich im Juli 1933 der SS beigetreten, als Anwärter, weil ich nicht zur Partei gehörte. Ich unternahm diesen, wie sich bald herausstellen sollte, gefährlichen Schritt, um bei der SS Rückhalt gegen Erich Koch zu finden. Den Dienst absolvierte ich in Rosenberg, der Kreisstadt von Finckenstein. Ende Juni 1934 machte ich wie üblich Fußdienst, als plötzlich Alarm befohlen wurde: Vom Nachmittag bis zum nächsten Morgen blieben wir kaserniert. Was los war, wußte keiner; man saß tatenlos herum oder schlief. Es war die sogenannte »Nacht der langen Messer«, in der Hitler mit Hilfe der SS die gesamte SA-Führung sowie eine Anzahl ihm unbequemer Leute hatte umbringen lassen. Als ich am nächsten Tag heimfuhr, war ich noch immer ahnungslos, und erst nach und nach wurden einige der in dieser Nacht begangenen politischen Morde rufbar, darunter auch der an General Schleicher, der 1932 anlässlich eines Manövers in Schlobitten gewesen war. Damals dämmerte es manchem, daß das kein Rechtsstaat sein konnte, und auch ich begann zu begreifen, welch ein Irrtum es war, an eine Säuberung oder Selbstreinigung der NSDAP zu glauben. Dieses Umdenken brauchte jedoch seine Zeit.

Im Frühjahr 1934 erhielt ich durch Karl Wolff von Himmler das SS-Abzeichen in Silber. Als ich ein halbes Jahr später in Berlin meinen Freund Gottfried von Stoeßer besuchte, der bei Shell Leiter der Rechtsabteilung war, starrte er - mir unvergeßlich - mit Entsetzen auf mein Revers: »Bist du verrückt geworden!« Dieser Ausspruch und alles, was er mir über die SS berichtete, trafen mich tief, und langsam kam ich mir tatsächlich verrückt vor. Sich aus der SS zurückzuziehen, war sehr schwierig, wenn nicht unmöglich, weil sich die SS als Orden verstand, dem anzugehören eine Ehre bedeutete. Für mich kam erschwerend hinzu, daß Himmler mich persönlich kannte. Weihnachten 1934 schickte er mir als Ersatz für den christlichen Weihnachtsbaum einen »Jul-Leuchter« aus Keramik. Dieses unchristliche Symbol war mir unangenehm, und ich schämte mich, es entgegennehmen zu müssen. Wie weit war ich doch von den Vorstellungen der SS entfernt! So machte ich immer weniger den sinnlosen SS-Fußdienst in Rosenberg mit und ließ diese Übungen allmählich ganz einschlafen. 1938 bestellte man mich zweimal zu unangenehmen Verhören durch die Gestapo nach Berlin. Dabei wurde ich aufgefordert, aus dem Johanniterorden auszutreten. Als Anwärter der SS stand ich unter besonderem Druck, und so entschied ich mich, nachzugeben. Später erfolgte die Anweisung, nicht mehr an den Kaiser nach Doorn zu schreiben. Das hatte ich ohnehin

nur einmal getan, im Januar 1938, als ich mit dem Gedanken spielte, den Kaiser im Exil zu besuchen. Der Brief war von der Gestapo abgefangen und kopiert worden. Da mir der Kaiser auf mein ausführliches Schreiben nur kurz durch einen Adjutanten hatte danken lassen, war ich ein wenig verärgert und nahm von meinem Vorhaben Abstand.

Schließlich sollte ich unseren langjährigen Rechtsanwalt Thomas in Preußisch Holland entlassen, der Halbjude war; er bearbeitete alle juristischen Fragen für uns und hatte bereits meinen Großvater beraten. Längere Zeit konnte ich diese Anordnung umgehen. Ende 1938 gab ich nach und betraute Rechtsanwalt Baasner aus Preußisch Holland mit der Wahrnehmung unserer Interessen. Thomas blieb jedoch unter der Hand bis zu seinem Tod Anfang der vierziger Jahre in wichtigen Fragen mein Berater.

Daß mir in all diesen Jahren nichts passiert ist, habe ich gewiß Karl Wolff zu verdanken, dem Adjutanten von Himmler und späteren SS-Obergruppenführer, meinem Klassenkameraden aus Darmstadt. Viele Jahre nach dem Krieg erhielt ich Kenntnis von einem Schreiben des Reichsführers SS, Persönlicher Stab, vom 4. Oktober 1940, daß meine Angelegenheit nach dem Krieg weiter zu bearbeiten sei. Nein, der Nationalsozialismus bedeutete nicht eine Wende zum Besseren, im Gegenteil. Aber bis zu dieser bitteren Erkenntnis brauchte ich Jahre. Als ich soweit war, warf ich eines Abends bei Dunkelheit mein silbernes SS-Abzeichen in unseren Schloßteich.

Natürlich war die Politik nicht unser Hauptgeschäft. Sie war eingebettet in unser tägliches Leben und spielte neben meiner eigentlichen Aufgabe als Leiter eines vielseitigen landwirtschaftlichen Großbetriebes nur eine untergeordnete Rolle. Um 1935, nachdem ich eingesehen hatte, daß meinen Bemühungen, politisch Einfluß zu nehmen, wenig Aussicht auf Erfolg beschieden war, zog ich mich noch stärker ins Privatleben zurück.

Zwar war auch die Land- und Forstwirtschaft straff organisiert, aber da die Kreis- und Ortsbauernführer oft selbst Bauern und Landwirte waren, wurden wir einigermaßen in Ruhe gelassen. Die bereits von der Regierung Brüning eingeleitete Osthilfe für die Landwirtschaft wurde verstärkt, und dies wirkte sich auch auf Schlobitten günstig aus. Plötzlich waren Überschüsse vorhanden, mit denen lang zurückgestellte Projekte wie der Bau und Umbau von Arbeiterhäusern, die Drainage oder die Modernisierung des Inventars durchgeführt werden konnten. Es waren Investitionen in Millionenhöhe, verbunden mit sehr viel zusätzlicher Arbeit, die meine ganze Kraft erforderte.

Das uralte Vertrauensverhältnis zwischen den Leuten und uns hatte zur Folge, daß wir uns wie eine große Familie fühlten, deren Spitze meine Frau und ich bildeten. So ist es auch nur zu erklären, daß bald nach unserer Heirat

eine etwa 40jährige Arbeiterin zu meiner Frau kam und sie, die Anfang 20 war, um persönlichen Rat bat mit den Worten: »Sie können mir helfen, denn Sie sind wie unsere Mutter und wir sind alle Ihre Kinder!«

Es befand sich unter den über 500 Mitarbeitern kaum ein Parteimitglied, so daß es, von einer Ausnahme abgesehen, zu keinen Schwierigkeiten politischer Art mit unseren Leuten kam. Wohl aber gab es ständig kleinere Auseinandersetzungen mit der Partei, die beanstandete, daß im Betrieb kein nationalsozialistischer Geist herrsche und der Hitlergruß nicht immer befolgt werde oder daß unsere Erntefeste zu „altmodisch“ seien. Solcher Ärger ließ sich meist bei den örtlichen Stellen oder beim Kreisleiter aus der Welt schaffen. Dort grüßte man, wie es Vorschrift war, wenn auch möglichst lässig.

Im Alter von zehn Jahren mußten unsere Kinder, wie alle anderen auch, den Jugendorganisationen der Partei beitreten. Am 20. April 1939, Hitlers 50. Geburtstag, mußte unser ältester Sohn Richard zu einer Parteiveranstaltung ins drei Kilometer entfernte Karwitten fahren. Auf dem nächtlichen Rückweg prallte er an einer abschüssigen Stelle mit seinem Fahrrad gegen einen Mann, stürzte kopfüber aufs Steinplaster und starb vier Tage später an einer Gehirnhautentzündung, die er sich durch den Bruch des Siebbeins zugezogen hatte - für uns ein unvorstellbarer Schmerz. Der Tod unseres Sohnes erregte großes Aufsehen und war der Partei peinlich. Entgegen den Vorschriften der Hitlerjugend wurde Richards Sarg nicht mit der Hakenkreuzfahne bedeckt, sondern mit einem hellblauen Samttuch bezogen, auf das ein silbernes Kreuz appliziert war - es waren die Dohnaschen Wappenfarben.

Meine Hauptsorge in diesen Jahren war noch immer die Erhaltung des Besitzes. Zwar hatte ich den Betrieb weitgehend konsolidiert, aber auf Dauer war das Schloß mit seinem Inventar nur zu erhalten, wenn der Grundbesitz gegen Teilung gesichert werden konnte. Schon bald nach Auflösung der Fideikommission im Jahre 1919 hatte Onkel Alfred als Besitzer von Finckenstein die Umwandlung des Majorats in ein Waldgut beantragt. Da Finckenstein sehr viel mehr Wald als Feld hatte, wurde ihm das mit der Auflage bewilligt, daß er zwei landwirtschaftliche Güter abtrat. Damit war nach menschlichem Ermessen die Erhaltung von Schloß Finckenstein gesichert, da der Landbesitz nicht mehr geteilt werden durfte. Zusätzlich wurde von den Agnaten, unter denen ich an dritter Stelle stand, ein Abkommen unterzeichnet, nach dem das Waldgut nur im Mannesstamm weitervererbt werden durfte.

Nach 1933 ging Finckenstein - nicht zuletzt dank der Parteizugehörigkeit seines Besitzers Hermann - nahtlos in einen „Erbhof“ über. In Schlobitten war die landwirtschaftlich genutzte Fläche bei weitem größer als der Wald,

und so schied diese Möglichkeit zunächst aus.

Im September 1933 wurde das „Erbfolgegesetz“ erlassen, wonach auch landwirtschaftliche Besitzungen über 125 Hektar „Erbhof“ werden konnten. Damit bot sich für Schlobitten ein Weg, den verbliebenen Grundbesitz ungeteilt zu vererben. Es war eine mühselige, jahrelange Arbeit, gegen den Widerstand der Parteistellen den Antrag vorzubereiten und die erforderlichen Gutachten zu beschaffen. Anfang 1937 reichte ich bei der zuständigen Landesbauernschaft in Königsberg meinen Antrag auf Zulassung von Schlobitten als Erbhof ein; er umfaßte etwa 50 Seiten und mehrere Landkarten. Wenig später fuhr ich zum Reichsernährungsministerium nach Berlin und wurde zu Walter Darré vorgelassen.

Der Minister meinte, ohne Kenntnis der Unterlagen keine Stellung nehmen zu können. Das hatte ich auch nicht erwartet; mir lag vielmehr daran, ihm persönlich auseinanderzusetzen, warum gerade Schlobitten besonders geeignet sei, zum Erbhof erklärt zu werden. Handelte es sich nicht um ein Schulbeispiel für seine Lieblingsidee »Blut und Boden«: Familienbesitz über Jahrhunderte und Arbeiter, die zum Teil seit Generationen in Schlobitten waren? Darré, mit Spitznamen »Blubo«, ein großer, für seine Jahre zu beleibter Mann, wirkte in seiner SS-Uniform eitel und überheblich. Da er mir gegenüber betont zurückhaltend, ja unfreundlich war, wunderte ich mich nicht, bald darauf einen Brief des Reichsernährungsministeriums zu erhalten, in dem mir vorgeworfen wurde, ich hätte falsche Informationen über das Gespräch verbreitet und es dazu benutzt, die Landesbauernschaft in meinem Sinne zu beeinflussen. Das war schon nicht mehr möglich, weil die Besichtigung von Schlobitten durch diese Behörde sowie ihre schriftliche Stellungnahme längst erfolgt waren.

Wie dem auch sei, von nun an hatte ich vor allem mit Staatssekretär Backe zu tun, einem anständigen, energischen Mann, den ich mehrfach in meiner Erbhofsache aufsuchte. Ich gewann durchaus den Eindruck, daß er den Kern der Angelegenheit, die Erhaltung eines großen Besitzes mit einer einzigartigen Schloßanlage, erkannt hatte. Aber er konnte nicht selbständig entscheiden.

Trotz der Unterstützung aus Berlin kam die Sache nicht voran, was in erster Linie an Gauleiter Koch lag. 1940, als ich im Feld stand, wurde sie noch einmal aufgegriffen. Auf Anweisung der Landeskulturabteilung des Oberpräsidiums, also Kochs, verlangte die Landesbauernschaft plötzlich als Bedingung für die Zulassung Schlobittens zum Erbhof die Abgabe von Storchnest, dem wertvollsten Gut des ganzen Besitzes. Auf das Schreiben des Landesbauernführers Spiekschen vom 24. Februar 1942, daß von der Abgabe des genannten Gutes »zur Neubildung deutschen Bauertums aus grundsätzlichen Erwägungen nicht abgesehen werden kann«, reagierte ich

nicht mehr. Für mich stand fest, daß der Krieg verlorengehen würde; damit war die Zulassung zum Erbhof sinnlos geworden.

1935 hatte sich Deutschland von den Rüstungsbeschränkungen des Versailler Vertrages losgesagt. Für ehemalige Soldaten bestand nun die Möglichkeit, in vier- bis sechswöchigen Kursen alte Kenntnisse aufzufrischen und Neues zu lernen. Ich meldete mich zu dem neu aufgestellten Reiterregiment Nr. 4 in Allenstein und absolvierte dort bis Frühjahr 1939 mehrere Reserveübungen; die letzte Übung im April 1939 mußte ich vorzeitig abbrechen, weil mein ältester Sohn Richard tödlich verunglückt war.

Soldat zu sein war nicht meine Sache, aber ich tat es, um Schwierigkeiten mit Koch und der Partei aus dem Wege zu gehen. Eingestellt wurde ich in meiner alten Charge als Fahnenjunker-Unteroffizier, hatte also Anspruch auf Offiziersbeförderung. Nicht ganz ohne Mühe wurde ich 1937 Leutnant der Reserve. Ich freute mich, endlich Offizier zu sein - also war doch noch etwas vom »Soldatenblut« meiner Vorfahren in meinen Adern!

Die Zeit beim Kommiß nutzte ich, um bei Oberleutnant Führer schulmäßig reiten zu lernen. Führer ritt ausgezeichnet, hatte eine Reihe von Preisen errungen, sogar in der S-Dressur (schwere Klasse), und besaß das Goldene Reiterabzeichen. Bei der Abschlußprüfung mußte ich in der Reitbahn einige Dressurfiguren vorreiten und ein kleines, öffentliches Springturnier bestreiten, auf dem ich einen fehlerlosen Ritt absolvierte. Zur Anerkennung erhielt ich das Silberne Reiterabzeichen.

1935 oder 1936 begann die Wehrmacht, eine Befestigungsanlage gegen Polen, aber auch gegen Litauen und Lettland aufzubauen. Auch in Prökelwitz, das nicht allzufern der polnischen Grenze lag, entstanden an verschiedenen Stellen Drahtverhaue, um das Betreten der Stellungen zu verhindern. Wir ärgerten uns zwar über das Unkraut, fühlten uns durch diese Maßnahmen aber sicherer. Daß es sich um eine geschickte Propaganda handelte, indem man Angst vor dem Einmarsch der Polen schürte, um so später einen Vorwand für den Überfall auf Polen zu haben, durchschauten wir damals nicht. Die Sorge vor einem Krieg nahm zu. Dunkel fühlte ich, daß dieses immer stärker sich aufblähende Deutsche Reich ein schreckliches Ende nehmen würde.

Mitte August 1939 wurde ich eingezogen. Alexander von Kuenheim, ein Nachbar, wurde mein Kommandeur in der Aufklärungsabteilung AA 228 (später AA 160). Ich schätzte ihn sehr, und er dachte politisch ähnlich wie ich. Sehr bald stellte sich heraus, daß man auch vor den anderen Reserveoffizieren unseres kleinen Stabes seine Meinung nicht zu verbergen brauchte. Alle hofften, der Krieg könnte vielleicht doch noch verhindert wer-

den. Daß Hitler wirklich einen Krieg vom Zaun brechen würde, war für die meisten noch immer nicht vorstellbar. Als wir am späten Abend des 31. August den Befehl erhielten, im Morgengrauen die polnische Grenze zu überschreiten, waren alle zutiefst niedergeschlagen. Um 5.00 Uhr früh rief ich von einer einsamen Försterei, die unmittelbar an der polnischen Grenze nahe dem Hindenburgischen Gut Neudeck lag, meine Frau an. Ich teilte ihr mit, daß wir in einer knappen Stunde die polnische Grenze überschreiten würden. Es waren Worte der Trauer und der Verzweiflung, die wir wechselten; wir ahnten, daß das Leben, wie wir es bisher geführt hatten, für immer zu Ende war.

Auch dieses Kapitel möchte ich - ähnlich wie das vorige - mit einem kurzen Porträt abschließen. Wiederum handelt es sich um einen Menschen, der an meinem politischen Werdegang entscheidenden Anteil hatte, Heinrich Graf Dohna. Onkel Heini war der Lieblingsneffe meines Großvaters und der einzige außer meinem Vater, der die Viererzüge in Schlobitten kutschieren durfte. Selbst als er einmal um das etwas enge Rondell vor dem Schloß in Carwinden den Viererzug nicht ganz glatt herumdirigierte und an der Anlage ein kleiner Schaden entstand, verlor mein sonst eher cholischer Großvater kein böses Wort.

1914 war Onkel Heini als aktiver Offizier in den Großen Generalstab berufen worden, dem er bis Kriegsende angehörte. Nachdem er 1919 in der Baltischen Landeswehr gegen die Bolschewisten gekämpft hatte, wurde er als Major i. G. entlassen. Um diese Zeit trat Heini Dohna in meinen Gesichtskreis. Hochgewachsen und schlank, sah er meinem Vater verblüffend ähnlich: es war der gleiche Kopf mit dem schwarzen Haar und der großen geraden Nase; nur hatte Heini blaue Augen, während die meines Vaters dunkelbraun waren.

Nach dem Studium der Agrarwissenschaft an der Universität in Königsberg absolvierte Heini ein kurzes Praktikum bei meinem ehemaligen Lehrherrn Görg in Littschen, den ich ihm empfohlen hatte. Dies führte uns in der Zukunft enger zusammen, auch wenn ich gestehen muß, daß mir Heini in landwirtschaftlichen Kenntnissen weit überlegen war. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit hatte er sich auf seinen neuen Beruf als Leiter eines großen Land- und Forstbetriebes viel intensiver vorbereitet als ich. Man mag mir zugute halten, daß ich noch sehr jung und er fast doppelt so alt war wie ich. Als ich 1924 den Betrieb in Schlobitten übernahm, entwickelte sich ein intensiver Austausch von Erfahrungen, was sich unter anderem in einem umfangreichen Briefwechsel niederschlug, der noch erhalten ist. Nach dem Tod seines Schwiegervaters Carl von Borcke bewirtschaftete Onkel Heini den wertvollen Besitz

Tolksdorf im Kreis Rastenburg, den seine Frau geerbt hatte. 1927 zog er mit Maria Agnes und den vier Kindern dorthin.

Maria Agnes, Maja, wie wir sie nannten, und meine Frau verbanden zahlreiche gemeinsame Interessen: Kunst, Gartenbewirtschaftung und nicht zuletzt Politik. Mit ihrer tiefen Abneigung gegen den aufkommenden Nationalsozialismus weckten Heini und Maja schon früh in uns Zweifel, ob Hitler tatsächlich eine Wende zum Besseren bedeute. Im Gegensatz zu dem sehr zurückhaltenden, fast schweisgsamen Heini sagte Maja ihre Meinung oft frei heraus, wobei sie sich gelegentlich weit vorwagte.

Im November 1933 lud ich Heini zu einer Jagd ein, die ganz im Zeichen der politischen Umwälzungen stand. Zu den Teilnehmern gehörten Landrat Lauenstein, Kommissar für die Osthilfe, Siegfried Freiherr von Schroetter, ein bekannter ostpreußischer Landwirt, Heinrich Dohna-Willkühnen, ein junger, politisch interessierter Kopf, Hermann Dohna aus Finckenstein, Parteimitglied und Staatsrat, sowie Freiherr von Wrangel, Landrat im Kreis Mohrungen. Am 10. Dezember schrieb mir Heini: »Der Tag neulich in Prökelwitz war wirklich sehr interessant und besonders gelungen. Eine politische Jagd ist eine notwendige Neuerscheinung. So hübsch eine Jagd mit Bridge ist, wir haben eigentlich nicht mehr die nötige Zeit dazu. Die gegenseitige politische Orientierung ist wichtiger.«

1934 trat Heini der »Bekennenden Kirche« bei, die sich gegen die nationalsozialistischen »Deutschen Christen« gebildet hatte. Im November sandte er mir eine Aufforderung zum Beitritt, die ich ununterschieden zurückschickte mit dem Hinweis, daß die Streitigkeiten innerhalb der evangelischen Kirche nicht auf die Schlobitter Gemeinde übergreifen hätten. Pfarrer Neumann hatte von einem Beitritt abgeraten, und dem schloß ich mich an, obwohl meine Frau und ich in unserem Glauben mit der »Bekennenden Kirche« übereinstimmten und den Seiltanz der »Deutschen Christen« verurteilten.

Wie in allen Jahren waren meine Frau und ich auch im Frühsommer 1944 einige Male zu Besuch in Tolksdorf. Zum Abendessen kamen oft Offiziere aus der benachbarten »Wolfsschanze«, Hitlers Hauptquartier. In Erinnerung sind mir der General der Nachrichtentruppen, Erich Fellgiebel, der auffallend kleine, äußerst gescheite Generalmajor Helmuth Stieff und der nicht minder begabte Oberst i. G. Wessel Freiherr von Freytag-Loringhoven, mit dem ich mich besonders gut verstand. Wie selbstverständlich wurde bei diesen Abenden in Tolksdorf über das geplante Attentat und die Zukunft Deutschlands gesprochen. Fellgiebel, Stieff und Heini Dohna wurden nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 gehenkt; Freytag-Loringhoven nahm sich das Leben. Er hatte die Erfolgsaussichten des Attentats überaus skeptisch beurteilt. „Aber“, sagte er

an jenem Abend in Tolksdorf, „auch wenn es nicht gelingt, wird wenigstens in der deutschen Geschichte stehen, daß Menschen ihr Leben eingesetzt haben, um diesen Verbrecher zu beseitigen!“

Wir wußten also, daß das Attentat stattfinden würde, den genauen Termin kannten wir jedoch nicht. Ausgerechnet am 21. Juli war ich mit Heini Dohna in Tolksdorf verabredet. Der Anschlag gegen Hitler war am 20. Juli abends bekanntgegeben worden; weil ich früh zu Bett gegangen und morgens schon vor 6.00 Uhr aufgestanden war, um den Zug nach Rastenburg zu erreichen, wußte ich von nichts. Als ich entgegen der Einladung am Bahnhof in Rössel keinen Wagen vorfand, der mich abholte, schien mir das verdächtig. Einer höheren Eingebung folgend, entschloß ich mich, mit dem nächsten Zug nach Schlobitten zurückzufahren. Wäre diese Unternehmung bekanntgeworden, hätte man mich mit den Verschwörern in eine engere Verbindung gebracht, als es der Fall war, und ich wäre mit Sicherheit verhaftet worden.

Heini Dohnas ablehnende Haltung gegenüber dem Regime war mir zwar bekannt, aber über seine Aktivitäten hatten wir niemals direkt gesprochen. So wußte ich auch nicht, daß er vom Kreis der Verschwörer um Stauffenberg für den Tag des Staatsstreiches als politischer Beauftragter für den Wehrkreis 1 (Königsberg) vorgesehen war. Die Tage nach dem 20. Juli waren wohl die schlimmsten in meinem Leben. Verzweifelt, daß der Krieg weitergehen und noch Hunderttausende das Leben kosten würde, hörten wir jeden Tag von neuen Verhaftungen oder von Selbstmord naher und fernerer Verwandter und Freunde wie Fritz Schulenburg, Ulrich Wilhelm Schwerin, Heini Lehndorff, Wilfried Lynar und anderen.

Besonders schmerzlich traf uns die Nachricht von der sofortigen Inhaftierung von Onkel Heini; von der Einlieferung seiner Frau ins Konzentrationslager Ravensbrück hörten wir erst später. Ich fuhr nach Königsberg und traf mich mit Amsi Dohna, geb. Gräfin Ortenburg, der Witwe seines gefallenen Neffen, und bat sie, in Berlin bei der Gestapo vorstellig zu werden. Als Kriegerwitwe und nahe Verwandte war sie die einzige, die dafür in Frage zu kommen schien. Selbst 1944 war ich noch so naiv, an ein einigermaßen reguläres Gerichtsverfahren zu glauben. Andererseits hielt ich es für meine Pflicht, ganz offen mit unserer 17jährigen Tochter Ima, die damals im Reichsarbeitsdienst-Lager Arnstein arbeitete, über das Attentat auf Hitler zu sprechen und sie über die Motive der Verschwörer aufzuklären. Es sei ein Unglück für uns alle, daß dieser Verbrecher nicht beseitigt worden sei.

Ende Juli oder Anfang August 1944 standen plötzlich zwei in Zivil gekleidete Herren im Arbeitszimmer meiner Frau. Da die Haustüren stets offenstanden, waren sie ohne Anmeldung hereingelangt. Sie wiesen sich als Ge-

stapo-Beamte aus und verlangten, mich zu sprechen. Zitternd kam meine Frau zu mir gelaufen. Ich wollte gerade aufs Feld reiten; das gesattelte Pferd ließ ich in den Stall zurückführen, dann begleitete ich die beiden Herren in mein Arbeitszimmer. Ganz überraschend kam mir der Besuch der Gestapo nicht, und ich hatte mir gut überlegt, was ich sagen würde. Zudem hatte ich einen guten Tag mit klarem Kopf, so daß ich meine Aussage mit fester Stimme ruhig und überzeugend vorbrachte.

Der eine fragte mich aus, während der andere sich Notizen machte. Zunächst kam die Sprache auf Onkel Heini, der unter den Verhafteten mein nächster Verwandter war. Man wollte mir unterschieben, daß ich durch ihn über alle Pläne der Verschwörer informiert gewesen sei. Auch hätte ich möglicherweise den kurz nach seiner Verhaftung wieder entflohenen Heinrich Graf Lehndorff versteckt. Allen Berichten zufolge, entgegnete ich, handle es sich bei den Verschwörern doch um eine ganz kleine Clique, zu der ich keinerlei Beziehungen gehabt hätte, im Gegenteil, ich hätte der Partei immer positiv gegenübergestanden. Der ehemalige Adjutant des Reichsführers-SS habe neben mir in der Schulbank gesessen, und Himmler sei mir persönlich bekannt. Ich sei SS-Anwärter gewesen und hätte später als pflichtbewußter Deutscher bei der Wehrmacht in vorderster Front gestanden. Schon deshalb sei ein Kontakt mit den Leuten des Attentats unmöglich. Lehndorff sei mir nur flüchtig bekannt, seit Ausbruch des Krieges hätte ich ihn nicht mehr gesehen. Im Übrigen sei es völlig unmöglich, in einem Schloß mit so vielen Leuten jemanden zu verstecken. Man stellte mir noch einige verfängliche Fragen, aus denen hervorging, daß die beiden Gestapo-Beamten meine Akte in Berlin genau kannten, aber es gelang mir, jeden Verdacht zu zerstreuen. Nach etwa zweistündigem Verhör verließen mich die beiden mit dem Bemerkten, ich möchte sofort darauf aufmerksam machen, wenn mir »antinationale« Äußerungen zu Ohren kämen. Ich war erleichtert. Nachträglich fiel mir ein, daß ich vergessen hatte, unser Gästebuch zu verstecken; es lag obenauf in einer Kommodenschublade. Hätte man es gefunden, wäre ich schwer belastet worden. Manch einer von denen, die Hitler nach dem 20. Juli hingerichtet ließ, war in Schlobitten gewesen und hatte sich in das Gästebuch eingetragen.

* * * * *

-für ganz Deutschland ein Tag der Wende im höchsten geschichtlichen Sinne-

3. Hitlers Stunde⁵⁵

Adolf Hitler ist Reichskanzler. Die Stunde, auf die er lange Jahre gewartet hat, um die er mit ungläublicher Zähigkeit gerungen und gekämpft hat, ist da. Der Führer der Nationalsozialistischen Partei übernimmt die Verantwortung für die Geschehnisse der Nation, der Parteipolitiker Hitler steht nunmehr in der *Feuerprobe des Staatsmannes*. Die Idee des Nationalsozialismus, der Deutschland politisch, wirtschaftlich und sozial grundlegend umgestalten will, verlässt das Stadium der Agitation, die Partei, die, von neun Menschen gegründet, in 13-jährigem Kampfe mehr als 12 Millionen Anhänger hinter sich versammeln konnte, tritt in das Stadium der Verantwortung. Man fühlt, dass dieser Tag, der für die Bewegung Hitlers sicherlich ein Freudentag ist, für ganz Deutschland ein *Tag der Wende* im höchsten geschichtlichen Sinne werden kann. Wird es dem neuen Reichskanzler gelingen, die Millionen, die ihm gläubig anhängen, in das gelobte Land zu führen, wo *Freiheit und Brot*, die er ihnen verheißen hat, winken? Oder wird dieser Tag nur der Beginn neuer Schwierigkeiten, neuer Wirren und vielleicht unabsehbarer Ereignisse sein?

Die Entscheidung ist nun doch *schneller* gefallen, als man es erwarten konnte. Wie im Juni vorigen Jahres hat Herr von Papen schnelle und ganze Arbeit geleistet und dem deutschen Volke die Nervenqual einer Novemberkrise, die 14 Tage dauerte, erspart. Noch am Montagvormittag erschien alles unklar, standen die Dinge auf des Messers Schneide und war die Kanzlerschaft Papens wahrscheinlicher als die Hitlers. Es braucht jetzt nicht mehr auseinandergesetzt zu werden, dass ein Kabinett Papen nach allem, was vorgegangen war, keine gute Lösung mehr genannt werden konnte, so große Sympathien die Persönlichkeit Papens vielleicht genoss. Aber die Lösung, die jetzt gefunden worden ist, das Kabinett Hitler, ist, wir haben bereits in unserer gestrigen politischen Umschau darauf hingewiesen, *die allein gesunde Lösung*, weil sie allein unter den heutigen Umständen und bei dem Kräfteverhältnis der Parteien eine Regierung schafft, die, von einer breiten Volksströmung getragen, nicht auf allen Seiten Widerstand findet, sondern durch die Zahl ihrer Anhänger eine *Autorität* besitzt, wie kaum eine in den letzten Jahren. Das Kabinett, das Adolf Hitler führt, ist im Wesentlichen *ein Kabinett der Harzberger Front*, in dem die NSDAP mit einer überraschend geringen Zahl von Ministern vertreten ist.

⁵⁵ Königsberger Allgemeine Zeitung, vom 30 Januar 1933, Nr. 50/ 58. Jahrg.

Den *drei Nationalsozialisten* Hitler, Frick und Göring stehen vier bisherige Kabinettsmitglieder Neurath, Schwerin, Eltz von Rübenach und der Reichskommissar Gereke, sowie als neue Männer, Hugenberg und Seldte, die die Deutschnationale Partei und den Stahlhelm repräsentieren.(...)

(Hervorhebungen kursiv)

* * * * *

-die gewaltigste Bauernkundgebung, die je die Welt gesehen-

4. 500.000 Bauern am Bückeberg .⁵⁶

Schon 1933 entstand auf dem Bückeberg bei Hameln, am Nordhang des Berges über der Weser, die Kultstätte deutschen Bauerntums. Am 2. Oktober 1933 begann die Veranstaltung schon kurz nach 6.30 Uhr im Hörfunk mit einer Winzerkapelle. Um 7.45 Uhr folgte hierauf die Ansprache des *Reichsministers Dr. Goebbels*, der in seiner Ansprache auf die Bedeutung des Erntetages hinwies. Er führte u. a. aus: Zum ersten Male in unserer Geschichte feiert das ganze deutsche Volk den Erntedanktag. Die Parole von Blut und Boden hat im ganzen Lande die tiefen Zusammenhänge zwischen Stadt und Dorf neu aufgedeckt und damit eine andere Haltung zum Bauerntum im deutschen Volk hervorgebracht. Auch das ist ein Zeichen der großen revolutionären Umwälzung, die durch den Nationalsozialismus in Deutschland vollzogen worden ist. Es gibt keine Erhaltung des deutschen Bauerntums ohne Überwindung des Kapitalismus und ohne Schaffung eines deutschen Bauernrechts. Vertrauen ist die einzige Grundlage, auf der die Regierung auch mit dem Bauern verhandeln kann. Der Bauer kann heute wieder stolz darauf sein, Bauer zu heißen. Wenn heute das ganze deutsche Volk in Einigkeit und geschlossenem Lebenswillen zum ersten Male gemeinsam den deutschen Erntedanktag begeht, dann bedenke der deutsche Bauer, *dass die größte Bauernbefreiung unserer Geschichte, die jetzt angebahnt* ist, nur dann ganz vollendet werden kann, wenn er selbst seine Arbeit und seinen Beruf als Amt auffasst. Diese Verpflichtung nehme er vom heutigen Tage an und in das neue Jahr des Wirkens; denn von nun an ist das, was er schafft, nicht nur seine, sondern seines Volkes Ernte.(...)

Punkt 11 Uhr erschien *der Führer, Reichskanzler Adolf Hitler*, begleitet vom Minister für Volksaufklärung und Propaganda, *Dr. Goebbels*, dem Reichsernährungsminister *Darré* und Staatssekretär *Lammers*. Der Landesbauernführer von Pommern *Bloedon* überreichte nach einer kurzen Ansprache eine

⁵⁶ Königsberger Allgemeine Zeitung vom 2. Oktober 1933, Nr. 462 /58 Jahrg.

Spendenliste der Bauern zur Behebung der Not. Daraufhin ergriff der Führer das Wort, dankte den Vertretern der Bauernschaft und führte u. a. folgendes aus: Die Tatsache, daß die Vertreter der deutschen Bauern heute hier so versammelt sind und als Deputationen an dieser Stelle in die Erscheinung treten, zeigt Ihnen selbst, dass sich *in Deutschland eine Schicksalswende vollzogen* hat. Wir sind nicht wurzellos und volksfremd, sondern wir fühlen uns mit der deutschen Scholle verbunden, wir hängen an ihr und damit auch am deutschen Bauerntum. Der deutsche Bauer ist für uns nicht nur ein Stand, sondern der Repräsentant der deutschen Lebenskraft und damit auch der deutschen Zukunft. Wir sehen im deutschen Bauern die Quelle der nationalen Fruchtbarkeit, die Grundlage unseres nationalen Lebens.

Der Führer ließ sich darauf vom Reichsernährungsminister *Darré* die Landesbauernführer vorstellen, die dann ihrerseits die einzelnen Abordnungen dem Kanzler vorstellten. Jedem einzelnen drückte der Kanzler die Hand. Der Reichsbund deutscher Diplomlandwirte überreichte die Schreibfeder Bismarcks, einen Gänsekiel, die sich in einem etwa 70 Zentimeter hohen historischen Schmuckkasten aus Eichenholz aus dem Sachsenwald befindet, dem Kanzler. Der Führer des Reichsbundes, Dr. Kummer, führte dabei aus: „Hochverehrter Herr Reichskanzler! Die deutschen Diplomlandwirte überreichen Ihnen als des Erneuerer des Deutschen Reiches auf der Grundlage des deutschen Bauerntums heute als Ehrengabe der deutschen Bauern die Schreibfeder Bismarcks. (...)“

Reichsernährungsminister *Darré* führte u.a. aus: Der Nationalsozialismus hat aus einem Jahrhunderte alten Brauch des Bauern einen Gedenk- und Danktag des ganzen Volkes gemacht. Heute ist das über alle Berufe, Klassen und Schichten hinweg geeinte Volk, das mit seinem Führer und Kanzler den 1. Oktober feiert als einen Tag religiöser Weihe des sich immer Wiederbesinnens auf die allgewaltigen Schöpferkräfte unseres gütigen Gottes, aber auch als einen bedeutungsvollen Tag der deutschen Zeitenwende. Der Bückeberg sieht heute *die gewaltigste Bauernkundgebung, die je die Welt gesehen*. Die hier versammelten 500.000 Bauern sind ein lebendiger Beweis von dem Siegeszug des Nationalsozialismus im Bauerntum. Der Bauer ist nicht mehr ein Wirtschaftszweig in der Fülle anderer Wirtschaftsstände, sondern ist die Quelle unseres völkischen Lebens und Fundament unseres staatlichen Seins. Der Nationalsozialismus sieht in einem blühenden Bauerntum den ewigen Garanten einer gesicherten Zukunft von Volk und Nation, den religiösen Träger von Sitte und Kultur und - das ist das Entscheidende - die niemals versiegende Lebensquelle unseres Volkstumes. Bauerntum war unter dem Einfluss der liberalistischen Politik und der zerstörenden Wirkung einer kapitalistischen

Wirtschaftsordnung zu einem ungesunden Spekulantentum gezwungen worden. Über den Gesetzen von Blut und Boden triumphierte als Richtschnur allen Handelns eine missverstandene Rentabilität. Der Nationalsozialismus musste ohne jede Verzögerung den Bauern aus den Fängen einer liberalistischen Wirtschaftsordnung unnachgiebig herauslösen. Die Geschichtsstunde späterer Generationen wird das Jahr der siegreichen nationalsozialistischen Revolution auch als *das Ruhmesjahr deutscher Bauernbefreiung* bezeichnen. Das Reichserbhofgesetz leitet eine entscheidende Epoche deutscher Agrargeschichte ein. Die Erbhöfe sollen wieder die Keimzelle der rassischen Wiedergeburt des deutschen Volkes werden. Der deutsche Bauer weiß, daß alles, was heute für ihn geschaffen wird, ohne diesen *Bauernkanzler Adolf Hitler* nicht möglich ist. Damit weiß aber der deutsche Bauer auch, daß sein Schicksal mit Adolf Hitler steht und fällt. Wer diesen Mann antastet, tastet gleichzeitig an die heiligen Güter des deutschen Bauerntums und läuft Gefahr, das deutsche Bauerntum zum entschlossensten Widerstand bereit zu finden. (Hervorhebungen in *kursiv*)

* * * * *

-keine Anschuldigung war zu schmutzig-

5. Die „Machtergreifung“⁵⁷

Die „Machtergreifung“ bestand in der Hauptsache darin, dass bewährte Parteigenossen alle führenden Stellungen in den Behörden, den Verbänden und Vereinen, in der Wirtschaft und im kulturellen Leben besetzten bis hinunter zum kleinsten Verein. Die Bewährung hatte in der Arbeit für die Partei bestanden und war keineswegs gleichbedeutend mit Eignung. Auch in der sogenannten Weimarer Zeit waren manche Stellen nach parteipolitischen Praktiken vergeben worden, aber man hatte doch auf die anderen Parteien Rücksicht nehmen müssen und deren Kritik nicht allzu sehr herausfordern dürfen. Solche Bedenken fielen jetzt fort. Es war niemand mehr da, keine Partei und keine Zeitung, die es wagen konnte, die jetzt einsetzende rücksichtslose Parteipolitik zu kritisieren. Die meisten neuen Männer, ob sie Behördenchefs waren oder Verbandspräsidenten oder Schuldirektoren und -Rektoren oder was sonst auch immer, waren für ihr Amt wenig geeignet. Viele waren Idealisten, die glaubten, dass Gesinnung menschliche und fachliche Fähigkeiten ersetzen könne, andere Ehrgeizlinge und Machtstreber oder Wirrköpfe, die im Leben zu kurz gekommen waren, oder einfach Lückenbüßer. Auch bei geringsten Ansprüchen an die

⁵⁷ Gause, 1971, 123f.

Qualität hatte die Partei nicht Menschen genug, um alle Stellungen zu besetzen. Entweder musste sie einige verdiente Nichtparteigenossen im Amt lassen, oder sich damit abfinden, dass solche Parteigenossen in die Ämter drängten, die ihr Herz für den Nationalsozialismus erst nach dem 20. Januar entdeckt hatten.

Getrübt wurde der Vorgang des Ämterwechsels auch durch eine Schlammflut von Denunziationen. Politische Umwälzungen pflegen ja nicht nur neue Kräfte, sondern auch die schlechten Eigenschaften zu aktivieren. Kollegen verdächtigen Kollegen, Untergebene ihre Vorgesetzten, dass sie nicht ganz arisch, Freimaurer, Kommunisten, Demokraten oder Reaktionäre seien. Keine Anschuldigung war zu schmutzig, dass sie nicht von Leuten vorgebracht wurde, die sich auf diese Weise den Weg zum Anteil an der Macht freischießen wollten.

Ehrliche Parteigenossen sahen mit Unbehagen die Mißstände, die sich nach der Machtübernahme ausbreiteten. Bei der Gauleitung gingen Berichte ein, in denen über anmaßendes Verhalten mancher Amtswalter, die hohen Gehälter der „Bonzen“, die Kluft zwischen Führern und Geführten, Druck der Obleute, Mißtrauen gegen die „Märzhasen“, Zank zwischen den verschiedenen Gliederungen, rüpelhaftes Benehmen der Hitlerjugend, sogar über Mißwirtschaft und Unterschlagungen geklagt wurde. An die Öffentlichkeit durfte nichts davon dringen.

Wenn trotz aller Mißwirtschaft in Behörden und Schulen, in der Wissenschaft, der Wirtschaft und der Kultur noch Gutes geleistet wurde, war es meist nicht das Verdienst der neuen Herren, sondern der vielen, die weiter ihre Pflicht taten und dabei oft noch die Arbeit mit leisteten, zu der der neue Chef verpflichtet gewesen wäre, die er aber, teils weil er sie nicht verstand, teils weil er keine Zeit für den Beruf hatte, nicht leisten konnte. Deshalb wäre es auch wenig sinnvoll, wenn man die Namen aller derer nennen wollte, die ein Jahrzehnt lang die großen und die kleinen Ruder des öffentlichen Lebens in der Hand hatten. Nur die hervorragendsten seien erwähnt.

Der Gauleiter Koch erreichte das Ziel seines Ehrgeizes, als es ihm gelang, den Oberpräsidenten Kutscher zu verdrängen. Am 2. Juni 1933 übernahm er die Amtsgeschäfte im Oberpräsidium, zwei Wochen später wurde er Ehrenbürger von Königsberg. (...)

Der übelste „Unternehmer“ der Königsberger Wirtschaft war der Gauleiter. Obwohl Erich Koch mittellos nach Ostpreußen gekommen war und noch kurz vor 1933 einen Offenbarungseid geleistet hatte, gelang es ihm, bis 1945 einen Riesentrust im Gesamtwert von 331 Mill. Mark zusammenzubringen, der als „Erich-Koch-Stiftung“ getarnt war. Meist bediente er sich dabei seiner

„schmutzigen Hand“, eines Dr. Dzubba, der mit Betrug, Erpressung, Lügen und Drohungen bis zur Verhaftung durch die Gestapo Besitzer ertragreicher Unternehmungen nötigte, ihre Firma der Stiftung zu übereignen. Dieser fanatische Raubzug fing harmlos an. Koch erfuhr durch persönliche Beziehungen von dem Entschluss Hitlers, alle Parteizeitungen in den Besitz des Eherverlages zu bringen, und erreichte, dass die „Preußische Zeitung“ als einzige davon ausgenommen wurde, indem er für sie am 1. Januar 1934 eine Stiftung, eben die „Erich-Koch-Stiftung“, errichtete. Seinen Mitbesitzer, den „alten Kämpfer“ August Kaspereit, fand er mit der früher jüdischen Papiergroßhandelfirma Hiller und Michelli und mit dem Betrieb der Ostpreußischen Zeitung ab, den dieser unter dem Namen „Graphische Kunstanstalt“ führte. Dann wurde die Hartungsche Zeitung durch Kündigung eines Bankkredits zur Liquidation gezwungen, das Tageblatt auf eine Auflage von 30.000 Stück beschränkt und die „Allgemeine Zeitung“ in die Stiftung hereingebracht.

Von den 121 Betrieben, die die Stiftung schließlich umfasste, lagen die meisten in Memel und dem während des Krieges neu gebildeten Regierungsbezirk Zichenau. Bei und in Königsberg waren die größten Objekte das Gut Friedrichsberg (Douglas), das angeblich der Betreuung von Kriegsbeschädigten dienen sollte, aber als Landschloss des Gauleiters ausgebaut wurde, die Güter Metgethen (Weller) und Friedrichswalde (Charisius), das Parkhotel, die Kriegsbeschädigtenwerkstätten, eine Fischkonservenfabrik in Pillau, die in vielen Städten Läden unter der Bezeichnung „Ostsee“ eröffnete, dazu einige kleinere Firmen. Es will nicht viel besagen, dass Koch im Januar 1943 in einer Urkunde vom 1. Juli 1944 das Vermögen der Stiftung der Provinz Ostpreußen, ihre Kunstschatze der Stadt Königsberg übereignete, zumal er sich lebenslanglich freie Wohnung und freien Unterhalt vorbehielt.

* * * * *

-da die Ortsgruppenleiter in fast allen Gemeinden, meist mit den Bürgermeistern, als erste aufbrachen und ihre Heimat verließen-

6. Herrschaft des Gaues über die Provinz⁵⁸

Die Umstrukturierung von einer Kampfgruppe zu einer den Staat okkupierenden Bewegung wirkte sich in mehrfacher Hinsicht spürbar aus. Die Ortsgruppen vergrößerten sich nicht nur, ihr politischer und weltanschaulicher Auf- und Ausbau wurde jetzt geschäftsmäßig, aber mit allen Kennzeichen einer

⁵⁸ Reifferscheid 1979, 76ff.

Diktatur betrieben. Die Funktionäre der Ortsgruppen erhielten Aufsichtspflichten über den gesamten öffentlichen Raum des Staates und die Privatsphäre der Bürger. Diese für die Partei typische Beobachtung und Kontrolle aller Lebensäußerungen gab ihr auch in Ostpreußen die Möglichkeit, die Provinz völlig zu beherrschen. Die Organe der Ortsgruppen erhielten die Aufgabe, die Ergebnisse ihrer Erhebungen und ihre Stimmungsberichte an die vorgesetzten Dienststellen der Partei, vor allem an die Gauleitung in Königsberg, zu übermitteln. Diese war nach Sachgebieten – parteiliche Schulung und Organisation, Erziehung, Weltanschauung, Wehrmacht, Kirchen, Widerstandsbewegungen etc. – aufgegliedert. Die von den Ortspolizeibehörden ermittelten und als staatsgefährdend registrierten Vorkommnisse gelangten über die örtliche Parteistellen an den Gau, während die Königsberger Zentrale diese an die für den Tatbestand zuständigen Landes- und Reichsministerien oder an die Geheime Staatspolizei (= Gestapo) weiterleitete.

Dieser Sachverhalt mag vielen Mitgliedern der Partei oder ihrer Verbände, ähnlich wie die V – Männer (‘Vertrauenspersonen der NSDAP’) den von diesen kontaktierten Bürgern, unbekannt geblieben sein. (...)

Zum Abschluß dieser Darstellung der Geschichte der NSDAP in Ostpreußen sei vor allem in Bezug auf die letzte Phase ihrer Entwicklung darauf hingewiesen, daß die Aufzählung von Aktionen der nationalsozialistischen Parteiorganisationen den Eindruck vermittelt, daß in den Jahren des Machtbesitzes die Gegnerbeobachtung, also eigentlich eine geheim- und staatspolizeiliche Tätigkeit, die vorherrschend Aufgabe der verschiedenen Stufen des Parteiapparates (Ortsgruppe, Kreisleitung und Gauleitung) gewesen ist. Tatsächlich muß aufgrund der Aktenfunde für den Gau Ostpreußen festgehalten werden: nicht nur die Gestapo und der Sicherheitsdienst, nicht nur die Schulungsleiter in der NSDAP, sondern der gesamte Parteimechanismus erhielt von der Führung diese primäre Aufgabe der Beobachtung aufkommender oder vermuteter gegnerischer Bewegungen als wesentliche Voraussetzung für den Weiterbestand der NSDAP. Erst in den letzten Monaten des Krieges vor der Besetzung Ostpreußens durch russische Truppen brach dieser gestapoähnlicher Apparat zusammen, da die Ortsgruppenleiter in fast allen Gemeinden, meist mit den Bürgermeisterern, als erste aufbrachen und ihre Heimat verließen, während die Gauleitung sowie die Kreisleitungen bis in das Frühjahr 1945 hinein die Bevölkerung in Sicherheit zu wiegen versuchten und Durchhalteparolen ausgaben.

* * * * *

-Von Jahr zu Jahr wurde der Festzug am 1. Mai immer länger-

7. Erinnerungen einer Siebenjährigen mit der Hakenkreuzfahne am 1. Mai 1933.⁵⁹

Wir waren alle durch einen Umlaufzettel⁶⁰ (so ein Umlaufzettel wurde von Gehöft zu Gehöft weiter gereicht) vom Bürgermeister aufgefordert worden, uns am 1. Mai an der Dorfstraße, die nach Tuppen führte, einzufinden, wo wir mit erhobener Hand die Fahne zu grüßen hätten. Jegliche Feldarbeit wurde an diesem Tag untersagt, der 1. Mai war zum gesetzlichen Feiertag erklärt worden. Mein Opa, der sonst nie bei der Feldarbeit half, protestierte auf seine Weise: Er las eifrig Steine vom Acker und achtete darauf, ob er auch ja gesehen werde.

Neugierig stand ich, zusammen mit anderen Nachbarn, an der Straße nach Tuppen, wo der Umzug stattfinden sollte. Endlich war es soweit. – Eine kleine Gruppe in braunen Uniformen näherte sich, zwei Fahnen tragend: die eine schwarz-weiß-rot, die andere aus rotem Stoff, aus deren Mitte uns ein schwarzes Hakenkreuz auf weißem Grund aufdringlich entgegenwedelte. Jedoch imponierten mir die Fahnen nicht sehr, viel mehr interessierte mich das Lied, das die Gruppe sang, es hörte sich sehr lustig an: „Mit de Arme, mit de Beene in den Mostrichtopp, oho, oho, - o Lott, o Lott o Lotte, du bist 'ne falsche Motte...“ Die ernsten, verbissenen Gesichter wollten nicht so recht zu dem lustigen Gesang passen, und vereinzelt Lacher der Zuschauer verstummten dann auch sofort ob dieses martialischen Gehabes.

Von Jahr zu Jahr wurde der Festzug am 1. Mai immer länger, und es wurden der Fahnen immer mehr. Allen voran marschierten die Parteigenossen, wozu vorwiegend die Honoratioren der Umgegend wie Lehrer, Förster und Großbauern gehörten. Dann folgte die S.A. mit herabgelassenen Sturmriemen

⁵⁹ Rauschenbach, 1988, 35f. Die aus Dikschen bei Lasdehnen im Kreis Pillkallen stammende Autorin gibt in ihren „Dorfgeschichten“ einen genauen Einblick in den Alltag einer ostpreußischen Gemeinde zwischen den Weltkriegen. Bezeichnend für Darstellungen dieser Art ist, dass die sog. „Machtergreifung“ Hitlers vor Ort als ein normaler „Übergang“, mit zunächst sichtbaren Vorteilen für die Bevölkerung erlebt wurde, ganz zu schweigen von der Begeisterung der Jugend, nicht selten auch der Frauen.

⁶⁰ In früherer Zeit auch als pltd. *Krawuhlzettel* bekannt, ein Zettel, der dem Krummstab, der *Kriwüle*, beigelegt war und zur Versammlung aufrief. Zur Etymologie aus dem lit. siehe Bauer. In: Annaberger Annalen 2005, 27ff.

und vorgestrecktem Kinn, dann die, sich sehr wichtig vorkommende H. J. und anschließend die kleinen Pimpfe. 1936 gesellte sich dann auch der BdM und die Jungmädelschar hinzu, bei denen ich dann auch die „Ehre“ hatte, dabei zu sein.

In Tuppen lagen sich zwei Gasthöfe, oben auf dem Berg gegenüber; dazwischen lag eine kleine Schlucht, in der die mit Weiden und Erlen gesäumte Balupp floß. (...)

Als erster hielt der Ortsgruppenleiter eine mehr oder weniger zündende Rede, die seinerseits von so vielen „nich - wahr - nich“ und „undsowweiter - nich - wahr - nich“ unterbrochen wurde, dass es schon einer höllischen Aufmerksamkeit bedurfte, den Sinn seiner Rede zu verstehen.

Nach den üblichen Ansprachen folgten Lieder und Gedichte, in denen oft die Worte „Führer“, „Freiheit“, „Vaterland“, „Tapferkeit“ oder der „Neuen Zeit“ vorkamen. Zum Abschluss dann ausgestreckter Arm, „Deutschland, Deutschland über alles“, „Die Fahne Hoch, ein dreimaliges „Sieg Heil“ - dem offiziellen Teil war genüge getan. Es konnte zum gemütlichen Teil übergegangen werden, was von allen Beteiligten auch eifrig genutzt wurde. (...)

Heute sagt man uns Ostpreußen nach, dass wir besonders treue Anhänger Hitlers gewesen wären.

Denke ich an die damalige Zeit zurück, erstaunt mich dieses nicht besonders. Wir, die wir auf dem Lande lebten - und Ostpreußen hatte ja bekanntlich viel Landbevölkerung - wussten nicht viel von der Politik (...)

Hinzu kam, dass vor 1933 viele Bauern vor dem Ruin standen. Ihre Erzeugnisse wurden sie nur zu Schleuderpreisen los, und vom Staat kam keine Hilfe. Nach der Machtübernahme Hitlers ging es bald spürbar aufwärts: die Preise für ländliche Produkte zogen an, es gab zinslose Kredite für Investitionen, das Land wurde drainiert, und eine gute Einnahmequelle erhielten die Bauern durch das Abliefern der Milch an eine Molkerei. Mußte zuvor die Milch nach jedem Melken durch die Zentrifuge geschleudert werden, alle zwei bis drei Tage gebuttert und die Butter zum Markt gebracht werden, so taten sich jetzt ein paar Bauern zusammen, um umschichtig die Milch in großen Milchkannen zur Chaussee zu fahren. Von hier wurde es mit einem Milchauto in die nächste Molkerei nach Lasdehnen gebracht. Zusammen mit den leeren Kannen brachte dann das Auto bestellte Butter, Käse und für die Schweinefütterung Magermilch und Molke mit. Im Krieg war auch für uns die Butter rationiert, wir mussten ein wichtiges Teil der Zentrifuge abliefern, damit wir nicht heimlich buttern konnten.

Von der Partearbeit war bei uns eigentlich nichts zu spüren, und ich kann mir nicht vorstellen, daß in den Zusammenkünften der Herren Parteigenossen

viel von Politik die Rede war. Die Abende fanden in den Gasthäusern statt, und der Durst der Ostpreußen war bekanntlich groß.

Es wurde niemand gezwungen, in die Partei einzutreten, und so blieb der Kreis in unserer Ortsgruppe auch recht klein.

Etwas anders sah es in den Jugendverbänden aus. Auch hier wurde niemand gezwungen beizutreten, aber wer wollte schon abseits stehen und vielleicht schief angesehen werden? Warum auch? Der einmal in der Woche angesetzte Dienst entband uns von manch ungerne getaner Arbeit, wir brauchten dann abends nicht das Vieh zu versorgen.

Zu den „Jungmädeln“ und dem „B.D.M.“ bestand kein großer Unterschied in der Gestaltung des „Dienstes“ - wie wir unsere Zusammenkünfte nannten. Nachdem wir den Lebenslauf des „Führers“, die Namen der Regierungsmitglieder und die Aufgliederung der einzelnen Jugendverbände von der „Mädelführerin“ eingetrichtert bekommen hatten, widmeten wir uns der Hauptsache dem Einüben von Liedern und Volkstänzen. Besuchte uns dann mal eine höhere B.D.M. - Führerin, mussten wir unser erlerntes zum Besten geben.

Gemeinsam mit der H.J. gestalteten wir Gemeinschaftsabende. Weihnachtsfeiern und Sonnenwendefeier, wozu vorher fleißig geübt wurde. Wir waren alle gern dabei, kamen dadurch mit der Jugend aus den Nachbardörfern zusammen, und dieses war uns eine willkommene Abwechslung im eintönigen Landleben.

* * * * *

-Eck verställ miene Jeschichte⁶¹-

154 Wi durfde denn emmer wandere goahne

Un später denn, wie eck noch enne School jing, wie eck zehn Joahr oolt weer oder noch nich ganz, doa käm joa denn de Nationalsozialismus. Un wi, eck seh ons noch, wie wi oppen Schoolhoff emmer em Kreis goahne mußde, un de Lehrer stund an eene Eck, un wi mußde emmer vərbigoahne un „Heil Hitler!“ segge. Doa word ons dat richtig jelehrt, Hand hochhäwe un „Heil Hitler! Heil

⁶¹ Goltz, M., Schröder, M., 1997, 259ff. Im Nachwort, S. 327 ff., ihrer Studie zu den Alltagserzählungen aus Ostpreußen, gehen die Autoren auf die Spezifik dieser in der niederdeutschen Mundart, dem „ostpreußisch Platt“ verfassten Texte ein: *Das Besondere an diesen Texten ist, daß sie unspektakulär sind. (...) Die geschilderten Gegebenheiten wurden vor mehr als fünf Jahrzehnten im Dialekt erlebt, kommentiert und weitererzählt. Zwischen dem Alltag und dem mundartspezifischen Erlebnisraum besteht auch heute noch ein unmittelbarer Zusammenhang. Die Mundart signalisiert Nähe, und sie verleiht den Geschichten letztlich auch Authentizität.*

Hitler, Herr Lehrer!" Un denn word ok varher enne School emmer jebeedt - eck gloow, dat word nachher nick mehr. Un irjendwie sullde wi ok all denn enne Hitlerjugend renkoame, oaber eck gloow, dat weer bi uns nich so richtig em Gang jekoame, solang eck enne School weer.

Oaber et jeew nachher schon enne letzte Tiet cern Sinnoawend - Gott, wie nennd sech dat, jedenfalls durfde wi denn emmer wandere goahne - „Volksjugendtag" oder „Staatsjugendtag", eenmoal em Monat, gloow eck. Un denn häbb wi emmer e Wanderung jemoakt. Doa jinge wi emmer enne Wälder un Barge, moal Maigleckche plecke oder - eck weet nich mehr, wat wi doa alles anstellde - un hätte väl jesunge. Oaber später, wie eck denn ute School käm, noajao, doa. Vär allen Dingen miene Cousine weer ok doa Fiehrerin, un denn hädd se mi joa ranjehoalt: „Nu koam man bi ons em BDM!" Dat weer denn en Kleinlautersee - Klein Schabienen. Doa troffe wi uns denn em Winter enne School un cm Soamer meistens oppen Sportplatz. Doa hätte wi so e beßke Sport jemoakt oder ons henjehuckt un jesunge, un vertälld ons ok moal wer wat.

Eejentlich weer dat e ganz scheene Oawend emmer. Kann nich segge, dat wi so sehr politisch weere. Secher, wi lehrde de Jeburtsdoage von onse Politiker, wenn un wo se jeboare weere un wer de un de Minister weer, dat kunn wi denn alles utwendig. Un wi hätte ok väl Leeder jelehrt. Un en Rogoahle - Gahlen - weere nachher de Gruppe. Doa mußd wi ok manchmoal hen. Oaber eck kann nich segge, dat sech dat mette Kerch äwerschnäde hädd. Also, Sinndag Värmeddag hadd wi kein Deenst. Doa jinge wi enne Kerch. Dat verdroog sech neweneinander.

Un eck si ok noa de Ensägnung emmer biem Pfarr, em Pfarrhuus troff wi ons alle verzehn Doag - Sinndag Noameddag tom „Jungmädchenbund" jegange. Doa worde denn Bibelstelle jeläse oder ok Breewe von Pastor Niemöller un andre enjesparrde Pfarrer. Doa word wi emmer enformeert. Oaber et weer ok so e sehr scheene Noameddag doa em Pfarrhuus. Manchmoal häbb wi ok väl Späle jemoakt. Doa weere meistens bloß de Buuredechter.

Oaber, eck fand dat eejentlich ok ganz goot doamoals, dat doa nich so groote Underscheede jemoakt worde zwesche de kleene Buure un groote Buure un zwesche de kleene Buure un Oarbeiter, wie dat freier weer un wie et joa ganz ok nich afjeschafft word. Dat merk eck hiete noch, wenn wi irjendwo e Treffte hätte un man seggt: „Na, kennst du den nich? De hätte ok en Stobrigkehle jewoahnt!" „Joa, hadde se e Hoff?" „Ne, de weere doa als Oarbeiter." „Oach so!" heet et denn.

Waltraud Liedtke

155 Landjoahrloager

Un denn weer ok en Klein Angerapp op dem Goot, doa, weer em oole Schloß e Landjoahrloager (Pflichtjahr für angehende Lehrlinge, die in der Landwirtschaft abgeleistet werden mußte) enjerecht, schon eenije Joahr. Doa keeme de Jungens, hadde denn joa wohl ok so e politische Utbildung, nehm eck moal an, un denn jinges oaber ok emmer to de Buure tom Helpe. Bi ons weer joa e beßke wied, un doa, hadd mien Voader enne Foahrräder jejäwe, dat se denn schneller koame kunne. Zweek keeme emmer. Ne, de weere jenauso dammlich wie eck, un eck häbb de oft vonne Oarbeit noch afjehoole. Eck leet mi emmer väl vertälle. Toerscht de Joahre weeres emmer ut Berlin. Un nachher weer ok een Joahr ut Bochum. Un doa häbb wi ons emmer goot anjefrindt. Während det Krieges weer et nich mehr. De bleewe e dreevertel Joahr, so em Spätharwst, so velleicht November, doa foahres zurick. Un denn kreejes alle noch meistens e Ent oder e Gans met oder, also, sowat kreejes denn met als Dank fär ehre Help.

En onsem Loager de Leiter weer e frehere Lehrer. Eck gloow, met dem häbbes Gleck jehadd. Ernst Schoop, dat weer e ganz feiner Mensch. De hädd se secher nich so sehr jequält wie manche andre. Et weere ok noch andre Unterflehrer, oaber he hadd joa de Leitung. Un af un to worde denn de BDM-Mäkes doa enjeloade Sinndag Noameddag tom Kaffee. Doa si eck ok e poar Moal jewäse, ok moal to sone Wiehnachtsfier, also, dat weer nich direkt Wiehnachte, oaber so varher, enne Adventstiet, bevar se losfoahre. Dat weer denn so ganz eejenoardig, dat weer so de Desche jedeckt, scheen emmer een Topp, een Tasse. De hadde doa sonst tom Drinke emmer so Toppkes, so hechere, wie se hiete noch de junge Lied so häbbe. Un ons Mäkes weer emmer eine Tasse, ein Topf fär Jungens.

Waltraud Liedtke

156 De Fretz un de Hitlerpartei

Ennern Januar 1933 weer de Hitler en Berlin anne Rejierung jekoame. Najoa, dat weer joa ok en Berlin, un Berlin weer wied von Berjendärp weg. Un doa hädd dat ok e ganzet Wiel jeduert, bet onse Manns enne Hitlerpartei goahne sultde. Doa wordes alle en eene groote List enjeschräwe, un nu weeres ok alle Parteienjosse. Oaber en onse kliene Därper un oppe Jieter läwde nich so väle Manns. Na, un doa häbbes de Riemsdärper, de Groot un Klien Bergendärper, de Prangenuer, de Niedärper un de Manns ut Hintzehoff tosamme op eene List opjeschräwe. Un alle, wo op dener List opjeschräwe weere, jeheerde nu to eener Ortsgruppe. Nu mußdes emmer e wiedem Weg to disse Parteiversammlunge moake. De Versammlunge weere joa emmer en eenem von disse

Därper un denn en dene ehre School. Noa, dat woll somanchem nich ennem Kopp goahne.

Mien Mann, de Fretz, weer doamoals noch Jungjesell un bewertschaftd met siene oole Mutter sienern Hoff. He hadd de eerschte Versammlung nich metjemoakt un weer ok nich enne List enjeschräwe. Noa, doamoals hädd groads de Kobbel jefohlt, un doa kunn he doch nich dat goode Peerd alleen loate. Em käm dat ok goot topaß. Wat sull de doa ok emmer henkrupe!? He kunn doch nich alle näslang op disse Versammlunge goahne! Nu es oaber ok emmer wat värjekoame. He hadd joa drie Kobbels met Fohles emem Stall. Un denn hädd joa eene von de Kehj jekalwt. Na, un wenn de Suu jefarkelt hädd, kunn he joa ok nich weg. Na, un dat weer emmer denn, wenn de Parteiversammlunge weere. De Fretz hadd emmer e goode Utreed. Noa, un dat full dene Parteimensche doch wohl op. Se hääbe em nu tojesett, he sull doch endlich emoal en de Versammlung koame un seck enschriewe loate. Siene Mutter hädd em ok jepranzelt: „Ach, Fretz, nu goah doch hen! De andre sen doch ok doa benne! Du weedst, dat es e jetzt e andre Tiet, un womeeglich kenne se ons noch to Kier goahne (bedrängen, nötigen) un ons noch wat schoade!“

Najoa, de Fretz hädd seck nu doch romkrieje loate un es enne Versammlung jegange. Na, un doa säde se em: „Lieber Dittloff, Sie haben sich zu lange Zeit gelassen, und nun kommen Sie zu spät! Es ist Eintrittssperre. Sie werden nicht aufgenommen. Die Partei ist Ihnen auf ewig verschlossen.“ - „Najoa“, säd doa de Fretz, „denn es joa doa nuscht nich to moake. Eck kann joa denn ok noa Huus goahne. Na, denn wiedersehn!“ - „Heil Hitler! heißt es“, hääbes to em jeseegt. Ach najoa, dem Fretz hädd dat aller nuscht utjemoakt. Keiner von dene Hitlersch woll nu wat von em hääbe. Vär dene hadd he nu siene scheene Ruh.

Un dat es nu e ganze Tiet so jegange. Un denn an eenem scheene Dag käme de Parteiherres bi onsem Fretz oppem Hoff un säde: „Die Sperre ist aufgehoben. Sie können in die Partei eintreten.“ - „Wat!“ säd de Fretz. „Es de Ewigkeit fär ju so kort? Fär mi duert se doch e Wielke länger.“ Joa, nu hadd de Fretz oaber e ganz grootet Gleck, dat disse Parteimensche nich so dolle un scharpe Hitlers weere. Na, doa hääbes em vermoahnt: „Also, für heute wollen wir Ihre Äußerung überhört haben! Kommen Sie zur nächsten Versammlung, dann werden Sie aufgenommen!“

Na, un wie dat nu doamoals so weer, de Fretz käm nu wedder nich dato, en de Versammlung to goahne. He word nu fär drie Monat noa Lyck bi de Soldoates enjetoage. Un doa hädd he de Grundausbildung jemoakt. Un wie he nu noa Huus käm, paßd dat ok nich. Emmer weer wat met de Deere ennem Stall

los. De Fretz es nich enne Parteiversammlung henjekoame.

Na, un ennem August 1939 worde alle Manns to eener Militäriebung enjetoage. Un annem eerschte September 1939 fung de Krieg met Polen an. De Fretz weer ok doabi. Ennem Februar 1940 word he op Antrag von siene oole kranke Mutter noa Huus entloate. De Bewertschaftung vonnem Hoff weer „kriegswichtig“. En disse ganze Tiet hääbe de Mensche vonne Hitlerpartei dem Fretz en Ruh jeloate. Keiner käm un woll em enne Partei renkrieje. Annem 31. Oktober 1941 hääbe wi jefriet. Ennem August 1944 word mien Fretz wedder Soldoat un käm anne Front.

Annem 27. Januar 1945 weere de Russe bi ons. Dat weer fär mi un miene kliene Kinder e schwoare Tiet. Wie de Russe nu e poar Wäke bi ons weere, käm e russischer Offizier met eenem Dolmetscher op onsem Hoff. Se hadde de List met dene Parteienosse, un doa läsde se mi jedem met Noame vār un wolle weedte, wo disse Mensche jebilewe sen. Najoa, dat wußd eck joa ok nich. Toletzt hääbe se mi noa mienem Noame jefroagt. Najoa, oaber „Dittloff“, dem haddes nich oppe List. Se froagde mi, wo mien Mann es. Dat kann eck dene joa ok nich segge. He weer joa Soldoat un ennem Krieg. Un doa säde se: "Wenn dien Mann am Lāwe es, denn es he en onse Jefangenschaft. Oaber he es joa kein Hitler jewāse, un doa kannst du bi diene Kinder bliewe. De Fruuns, dene ehre Manns enne Partei jewāse sen, de ware alle noa Rußland jebrochd, un doa motte se tor Stroaf oarbeite."

Wat hääb eck mienem leewe Gottke jedankt, dat mien Fretz met siene Fuulheit un siene vāle Utreede bi disse Hitlers so dorchjekoame weer! Joa, un so hädd he mi vār de Verschleppung noa Rußland jerett. Eck kunn bi miene Kinder bliewe. Eck hääb se dorch de ganze Not dorchjekreege, un dat weer doch ganz wat Grootet!

(Ida Bitte)

* * * * *

-Die Glieder des Kreises lesen täglich nach der Bibellese die Schrift-

9. Die Insterburger Jahre - Mein Weg zur Bekennenden Kirche⁶²

Daß der Männerkreis (‘Zusammenkunft von 30 oder 40 älteren Männern in dem alten baufälligen Gemeindehaus’) für die offizielle Kirche in unserer Stadt einen höchst unbequemen Störungsfaktor darstellte, hatte ich, wie gesagt, schon bemerkt und war deshalb keineswegs überrascht, als es im Sommer 1942

⁶² Hans Graf Lehndorff, 1969, 14ff.

zu ernsthaften Auseinandersetzungen kam. Akuter Anlaß dazu war die Tatsache, daß der Männerkreis beschlossen hatte, sich eine nach biblischen Gesichtspunkten ausgerichtete Ordnung zu geben. Er wollte auf diese Weise das Bewußtsein einer verpflichtenden Zusammengehörigkeit vertiefen. Der Wortlaut dieser Ordnung ist erhalten geblieben, so daß ich ihn hier zu Papier bringen kann.

*Ordnung des Männerkreises
oder Regeln einer christlichen Bruderschaft
(1. Mose 4,9. Markus 3,55. Eph. 4, 11-16)*

1. Die Aufgabe

Der Kreis sammelt die Männer, die den Ruf des Christus gehört haben und entschlossen sind, ihm bedingungslos zu folgen. Er will mit dieser Sammlung der Gemeinde dienen.

(Matth. 12,30)

2. Die Leitung

Der Kreis wird von einem Arbeitsausschuß geleitet, der die Männer mit Gottes Hilfe gesammelt und zusammengehalten hat. Er kann nötigenfalls erweitert werden.

(Matth. 20,25-26. 1. Petrus 5, 1-3)

3. Der Weg.

Die Glieder des Kreises lesen täglich nach der Bibellese die Schrift. Der Kreis kommt jede Woche einmal zusammen, vertieft sich gemeinsam in Gottes Wort, hält Rat über die Not der Gemeinde, betet und handelt für sie. Den Gliedern wird nahegelegt, in regelmäßigen Zeitabschnitten - zumindest vierteljährlich einmal - geschlossen am heiligen Abendmahl teilzunehmen. Sie verpflichten sich durch ihre Unterschrift, nach Kräften mitzuarbeiten und sich verantwortlich zu wissen für das Wachstum des Kreises. Der Männerkreis sucht mit den übrigen Männerkreisen der Kirche Fühlung und Gemeinschaft.

Insterburg, den 26. 6. 1942

Bis dahin hatte der für die Kirche verantwortlich zeichnende Mann immer noch versucht, den Weg des Männerkreises durch Beschwichtigung in ein neutrales Fahrwasser zu lenken. Er war des Öfteren zu den Versammlungen erschienen, hatte auch selbst in unverfänglicher Weise über einen Bibeltext gesprochen und alles getan, um die Zügel in die Hand zu bekommen. Er war der menschlich verständlichen Meinung, daß Ruhe die erste Bürger- und Christenpflicht sei, namentlich in so schweren Kriegszeiten, und dass man alles vermeiden müsse, was irgendwie die Aufmerksamkeit der Funktionäre des Staates auf sich lenken könnte. Als nun aber diese Ordnung geplant und vorgelegt

wurde, erblickte er darin einen derartigen Angriff auf seine Autorität, daß er sich genötigt sah, uns ein Ultimatum zu stellen. Er erschien in der Versammlung des Kreises, erklärte die 'Ordnung' für völlig überflüssig und zudem gefährlich und machte uns auf die Folgen aufmerksam, die aus einer Annahme derselben für uns entstehen würde. Die Kirche würde dem Männerkreis dann keinen Schutz mehr gewähren können. Schließlich setzte er eine Abstimmung in Szene, und da ich ihm gerade am nächsten saß, und er mich wahrscheinlich für einen von denen hielt, die der Vernunft am ehesten zugänglich wären, fragte er mich als ersten, ob ich unter den genannten Voraussetzungen für oder gegen die Ordnung sei. Ich wußte in diesem Augenblick noch nicht, was ich sagen würde, war mir auch keineswegs im Klaren darüber, ob die Ordnung wirklich notwendig sei. Ich hatte aber das sichere Gefühl, daß es hier für mich um mehr ging als nur um meine persönliche Meinung, nämlich um mein Festhalten an einer eben erst neu gewonnenen Lebensgrundlage. Und so kam aus mir zu meinem eigenen Erstaunen ein uneingeschränktes Ja heraus. Kopfschüttelnd wandte sich mein Gegenüber von mir ab, um die weiteren Mitglieder des Kreises zu befragen. Einige wenige hatten sich von ihm einschüchtern lassen. Sie stimmten gegen die Ordnung und verließen den Raum zusammen mit dem Kirchenmann, dessen Gesichtsausdruck unmissverständlich zu sagen schien: "Wartet nur, ihr werdet schon sehen, wo ihr mit eurem Eigensinn noch hinkommt."

Alle, die mit ja gestimmt hatten, blieben noch einen Augenblick zusammen. Wir hatten eine Brücke hinter uns abgebrochen, und das machte uns froh. Nun konnte es nur noch vorwärts gehen. Und wenn ich bis dahin immer noch eine mehr oder weniger undifferenzierte Gruppe älterer Männer wahrgenommen hatte, so entdeckte ich nun ein menschliches Gesicht nach dem anderen. Wir trennten uns in dem sicheren Gefühl, eine echte Glaubensentscheidung getroffen zu haben. (...)

Die Bekennende Kirche war zwar dem Namen nach jedem ein Begriff. Man wusste, daß sie existierte und kämpfte, dass ihre Pfarrer eingesperrt wurden und dass dieselben, wenn sie wieder herausgelassen wurden, übervolle Kirchen hatten. Man kannte und bewunderte insgeheim Martin Niemöller, der seiner Haltung wegen schon seit Jahren im Konzentrationslager saß. Aber was diese Kirche für ein Gebilde war, wie sie funktionierte und wodurch sie zusammengehalten wurde, davon hatte ich bis dahin keine rechte Vorstellung gehabt. Nun fand ich mich unversehens mitten drin. Denn auch unser Männerkreis gehörte zur Bekennenden Kirche. Sie setzte sich also keineswegs nur aus Pfarrern zusammen, sondern es gehörten dazu auch viele Laien, und zwar nicht

nur Männer, sondern eine noch wesentlich größere Anzahl von Frauen. So war es jedenfalls in unserer Stadt. (...)

* * * * *

-daß die Litauer selbst sich zum Deutschtum hingezogen fühlen-

10. „Pagalba“ (lit. Zt.)

In Deutschland erreichte Adolf Hitler ein seit langem ersehntes Ziel, die Kanzlerschaft. Man muß anerkennen, daß er ein energischer Mann ist, der es versteht die Autorität zu erlangen und leideschaftlich von oben herab Reden zu halten. Besonders die Jugend versteht er patriotisch zu begeistern, ihr Mut und Tapferkeit einzuimpfen. Er will den Weg des italienischen Faschismus gehen, also den Sozialismus und Kommunismus beseitigen und die deutsche (Bürger-) Ehre emporheben. Wie die Bolschewisten, so will auch Hitler seine Ziele innerhalb von 4 Jahren erreichen. Deutschland soll wieder seine Ehre bekommen und arbeitsam werden. Es gibt keine Zweifel, dass er viel erreichen wird, wenn es ihm gelingt Sozialdemokraten und Kommunisten zu beruhigen und zu schwächen. Die Juden werden sich nicht freuen können und wir Nachbarn müssen achtsam sein, denn die Nationalsozialisten rasseln mit ihren Säbeln, sie drohen die Länder, die von Deutschland abgetrennt wurden zurück zu erobern. Aber zunächst haben sie viele Aufgaben zu erledigen: Arbeit zu schaffen und die Hungernden mit Brot zu versorgen. Wenn sie das erreicht haben, wird eine Veränderung der Grenzen Europas nicht ohne einen neuen Krieg möglich sein. (a.d.Lit.) (Pagalba, Nr. 1-3, 1933, S.13f.) (...)

Auch im kirchlichen Leben (wörtlich: 'auf dem kirchlichen Acker') finden große Veränderungen statt: „Deutsche Christen“ haben die Führung übernommen, der politische Kampf erfasst die Kirche. Die Nationalsozialisten haben entschieden, die Kirche zu politisieren. Von Pfarrern, nur arischer Abstammung, werden mehr Aktivitäten ('Fleiß') verlangt; neben den Pfarrern sollen auch kirchlich eingestellte Personen tätig werden. Organisten sollen den Pfarrern gleichgestellt werden und die Liturgie verändert werden. Die Synoden bleiben bestehen, aber nicht das Kirchenparlament. Das Ziel ist: Das Volk soll durch das Evangelium gestärkt werden. (...)

Und im Memelland sind unsere Pfarrer man weiß nicht wohin orientiert, nur nicht litauisch. Wenn die Landessynode gewählt wird, ist es nicht möglich eine litauische Liste aufzustellen, denn kein Pfarrer hat den Mut, sich dazu zu bekennen, sonst könnte er schon als nicht „kirchentreu“ gelten, als ob nur Deutsche gute Kirchenleute sein können. Aber wir werden nur dann echte Helfer der Kirche sein, wenn wir neben der Liebe zum Allmächtigen auch das in

Ehre halten, was uns Gott gab: unsere Sprache und unser eigenes Volk (a.d.lit.)(Pagalba, Nr. 4, 1933, S.42f.)

Die Sprache unserer „Pagalba“ passt anscheinend einigen unseren Lesern nicht. Besonders die „Srovininkai“⁶³ versuchen uns zu tadeln (mäkeln herum), daß wir altmodisch und zurückgeblieben seien. Wir wissen, daß wir für unsere Jugend nicht den neuesten Stand darstellen, aber wir müssen Rücksicht nehmen auf die älteren evangelischen Christen und besonders die im Memelland Lebenden: denn wir wollen allen litauischen evangelischen Christen dienen und wir können nicht einseitig sein. Deswegen bringen wir Beiträge sowohl mit litauischen (lateinischen) und in gotischen Buchstaben und sowohl in der (hoch-)litauischen wie auch in der memelländischen Mundart. Wer guten Willens ist, versteht, dass diese unsere Taktik am geeignetsten ist, alle litauischen Evangelischen zusammenzuführen. Und sog. „Politisierer“ wird man nie zu-frieden stellen können. Wir sind genug reif um zu wissen was wir zu tun haben. (a.d.Lit.) (Pagalba, Nr. 1-3, 1933, S.15)

Die Arbeitslosigkeit zeigt sich bei uns in schmerzhafter Weise. Durch Klaipėda (Memel) ziehen auf den Straßen arbeitslose Personen aus Litauen umher, die nichts zu essen haben und keinen Unterschlupf finden. Sie nächtigen irgendwo an Zäunen oder (Heu-) Schobern frierend und ihre Gesundheit ruinierend. Niemand kümmert sich um sie, weder die Stadt, noch die Regierung, nur manchmal geben ihnen mildtätige Menschen ein Stückchen Brot oder einige Cent. Nun hat sich die Heilsarmee mit anderen Freunden, unter ihnen auch unsere „Sandora“, bereit erklärt, diesen Armen ein Essen für 10 Cent pro Portion bereitzustellen. Wir warten auf Spenden: Kartoffeln, Graupen, Fleisch und sonstige Nahrungsmittel. Die Stadt müsste eine Unterkunft bereitstellen, wo diese Armen kostenlos übernachten könnten. Menschen sind doch keine Tiere, sie können im Winter nicht im Freien überleben. Wir müssten Herz zeigen und uns erinnern, was uns unser Herrgott in Hinblick auf das Unglück dieser Menschen gelehrt hat. (a.d.Lit.) (Pagalba Nr. 3, 1933, S.24)

Verbreiten wir mehr nützliche Bücher. Besonders im Memelland werden sie dringend benötigt, denn dort droht besonders den litauischen Jugendlichen die Gefahr durch Verlust der eigenen Nationalität, die vollständige Eindeutschung. Da zurzeit die deutsche Jugend national mobilisiert wird, hat dies auch Einfluss auf unsere Jugend, deren Ideale in diese Richtung gezogen werden. Wir müssen ihnen etwas in die Hand geben, geistige Nahrung. Und wenn wir Litauer dies nicht tun, dann werden es andere tun, aber dann wird diese

⁶³ Eine litauische Gruppierung, die für Modernisierung der Kirche eintrat, aber zugleich auch den deutschen Einfluss in der Lutherischen Kirche bekämpfte.

Jugend unserem Einfluss entgleiten. Allgemein betrachtet, wer kümmert sich um die Verbreitung litauischer Bücher im Memelland?

Wir haben zwei Büchereien (Buchhandlungen), den von „Sandora“ und „Rytas“- wer kommt, kann dort erwerben, was er sich wünscht. Aber beide Buchhandlungen befinden sich in der Stadt Klaipėda (Memel), und wie selten kommt die Landbevölkerung in die Stadt! Wir müssen den Menschen die Bücher an ihre Wohnorte bringen und sie dort anbieten. Wir müssen die Bücher ihnen nach Hause bringen. Aber das ist schwierig, denn es ist damit kaum etwas zu verdienen. Wir hören, daß die „Jugend der Sandora“ versuchen will, die „fahrende Bücherei“ zu beleben, damit unsere Jugend mit nützlichen Büchern versorgt wird. Es ist nötig, auch auf Gemeindeebene Leihbüchereien einzurichten. Wer von der Jugend will diese Aufgabe übernehmen? Die Bücherei der „Sandora“ will dieses Jahr wieder auf dem Markt in Memel gehen, dies wäre gut. Nur ist es wichtig, für unsere Jugend die richtigen Bücher auszuwählen. Wenn man ihnen schlechte und langweilige Bücher überreicht, dann werden sie sich ganz von den Büchern entwöhnen und dies wäre ein großes Unglück. Wendet euch bitte in dieser Angelegenheit an „Sandora“ (a.d.Lit.) (Pagalba Nr. 5-6, 1933, S.59)

Deutschlands evangelischer Bischof L. Müller konnte dem Kanzler A. Hitler mitteilen, daß die evangelischen Kirchen in Deutschland sich immer mehr vereinigen. Aus 28 eigenständigen Kirchen befinden sich bereits 22 in der Staatskirche, drei sind bereit beizutreten und nur drei wehren sich gegen die Gleichschaltung. Müller freut sich, daß eine große Zahl evangelischer Christen bereits in der Einheitskirche ist. Aber wir wissen, dass die Nationalsozialisten alle in diese hineingetrieben haben, auch die Ungläubigen, Freidenker und Sozialdemokraten und sogar Kommunisten, die damit einverstanden sein müssen, was die Herrschenden verlangen. Aber die Stimme derjenigen, die der Verstaatlichung der Kirche widersprechen - es sind Millionen - wird nicht erhört; sie müssen schweigen, obwohl sie protestieren - sie werden eine unsichtbare Gemeinschaft von Heiligen. Aber damit keine Gedanken und Verlautbarungen dieser Kirche an die Öffentlichkeit gelangt, hat die Regierung verboten, in Kirchensachen etwas zu schreiben oder darüber zu reden. So ist jetzt in Deutschland den Gläubigen das Sprechen verboten, ihre Hände sind gefesselt. Wurde nicht zur Zeit der Christenverfolgung ähnlich verfahren? Elend! (a.d.Lit.) (Pagalba Nr. 8, 1934, S. 61f.)

Martin Luther und Gottes Wort unter den Preußischen Litauern

Litauer, besonders die in Kleinlitauen lebenden, unterscheiden sich von anderen Völkern durch ihre Frömmigkeit. Viele Wissenschaftler und Schriftsteller haben dies beobachtet. Wohl kaum werden in einem anderen Land so viele

geistliche Lieder gesungen, Messen gehalten, Versammlungen zu Hause abgehalten, wie bei uns, den evangelischen Christen des Memellandes. Es ist wirklich ein großer Schatz, daß Gottes Wort in jedem Haus in Gebrauch ist und noch dazu in der angestammten (litauischen) Sprache. (...)

Schade, schade, dass dieser Schatz beginnt zu verschwinden. Doch Bedauern wird uns nicht weiterhelfen; hier müssen sich zunächst die Eltern Gedanken machen, dass das Licht des Evangeliums auch weiterhin zu Hause strahlen möge. Die Predigt unseres religiösen Lehrers M. Luther, dass Gottes Wort in der Muttersprache verwendet werden soll, ist uns Verpflichtung für die Gegenwart und besonders die Zukunft. Familienväter werden es zu verantworten haben, wenn sie dieses Geschenk Gottes in ihren Familien verschwinden lassen werden. Von einer Seite her betrachtet ist die Ursache klar. Eltern singen die schönen (Kirchen)-Lieder, lesen die Predigt, besuchen die Versammlungen und die Kirche, und die Jugend will dies nicht mehr. Kinder, die die Sprache ihrer Eltern nicht mehr sprechen, entfremden sich von ihren Eltern, verstehen ihre überlieferten Traditionen nicht mehr und verachten diese. Sag mal, werden deine Kinder, wenn sie deine dir angeborene (angestammte) Sprache nicht mehr sprechen, dir im Alter, wenn die Augen ermüden, dir mit Gottes Wort dienen? Sicher nicht, weil ihnen Gottes Wort fremd sein wird und sie ihre angestammte Sprache nicht mehr kennen. Deswegen verschwindet mit der angestammten Sprache auch das Licht des Evangeliums in den Häusern. Fühlen und sehen wir diese Gefahr? Wir werden diese Gefahr leicht verhindern, wenn wir die Worte Martin Luthers erfüllen: „Gottes Wort soll in der Muttersprache verkündet werden“. (a.d.Lit.) (Pagalba Nr 9, 1934, S. 71ff.)

Im Memelland geht das kirchliche Leben seinen eigentümlichen Weg, denselben, den es bereits während der Zeit, als das Land zu Preussen gehörte, ging. Hier zeigte die Zugehörigkeit des Landes zu Litauen keinerlei Wirkung. Die Pfarrer (Pastoren) sprechen mit ihren Gemeindegliedern am meisten deutsch, einige beherrschen das Litauische kaum. Die Kindesgottesdienste, so es denn welche gibt, finden in Deutsch statt. (...)

Hier sieht man ganz klar, dass das Litauertum im kirchlichen Leben des Memellandes erheblich zu leiden hat. Von Seiten der Pastoren wird erklärt, dass die Litauer selbst sich zum Deutschtum hingezogen fühlen, indem sie ihre Kinder zum deutschen Konfirmationsunterricht schicken. Dies war in der Gemeinde Ruß (Rusnė) zu beobachten, obwohl hier der Pfarrer ein Litauer (Klumbys) ist. Vielleicht ist hier auch der deutsche Charakter der Schule von Bedeutung, aber die Mehrzahl der Pastoren sind deutsch orientiert, besonders die, die unlängst ihre Studien in Deutschland abgeschlossen haben. (a.d.Lit.) (Pagalba, Nr.9, 1935, S. 127. Autor: Prof. Dr. Gaigalaitis)

* * * * *

-Am 22.März 1939 morgens um acht Uhr heulten die Sirenen der Fabriken Memels ungewöhnlich lange-

Erinnerungen⁶⁴ 1939 -1941

Meiner Tätigkeit nachgehend und sich sorgend um die Zukunft, ereilte mich im Januar 1939 eine recht schwere Krankheit: der Kopf schmerzte und erhitze sich, mein Sprachvermögen geriet in Verwirrung, das Gedächtnis versagte, die Ärzte Z., P. und H., übernahmen die ärztliche Behandlung, jeder nach seiner eigenen Methode. Sie rieten mir einen ruhigen Ort aufzusuchen. So fuhr ich mit einem Eisbeutel nach Dotnuva (Litauen) zu einem Verwandten, von dort aus nach Kaunas, wo ich die Ärzte G. und K. konsultierte. Nachdem ich mich leidlich erholt hatte, fuhr ich nach Hause, um sofort wieder zu erkranken: der Blinddarm hatte sich entzündet und ich war gezwungen ein Krankenhaus aufzusuchen, damit eine Operation vorgenommen werden konnte. Vorher, zur Stärkung, nahm ich noch mit meiner Frau beim Prediger (lit. sakytojas) P. das Hlg. Abendmahl ein.

Die Operation war gelungen und nach 10 Tagen wurde ich nach Hause entlassen. Aber auch hier fand ich keine Ruhe, denn es folgten erschütternde Tage, wie wir sie noch nie erlebt hatten: am 22. März 1939 morgens um 8 Uhr heulten die Sirenen der Memeler Fabriken ungewöhnlich lange. Wir waren darauf gefasst, daß die Deutschen damit begannen, das Land zu okkupieren. Bereits einige Tage vor diesem Ereignis marschierten Scharen Jugendlicher und Erwachsener die Palanga-Strasse entlang und sangen nationalsozialistische Lieder. Am nächsten Tag kam mit dem Schiff der Chef selbst, Adolf Hitler, und hielt am Theaterplatz eine Ansprache. Am selben Tag wurden A. Brakas, A. Baltrys, J.Stiklorius und andere verhaftet.

Bei mir erschienen zwei Personen von der Geheimpolizei, um eine Hausdurchsuchung vorzunehmen. Als sie merkten, daß ich krank im Bett lag, verließen sie das Haus und teilten mir mit, daß sie später vorbeikommen werden. Der von mir verwaltete Buchladen „Sandora“ wurde durchsucht, viele Gegenstände wurden mitgenommen. Der Laden wurde geschlossen. Auch mein Au-

⁶⁴ Gaigalaitis, Vilius, Atsiminimai (Gaigalaitis, V. 1998, 69)

to(mobil) wurde mitgenommen und drei Wochen von der Polizei genutzt. Nach einer Woche erschienen 4 SS-Männer und verlangten die Mitgliederliste des Vereins „Sandora“. Da ich diese nicht sofort auftreiben konnte, drohte man mich - falls ich die Liste nicht bis zum Abend finden sollte - zu verhaften.

Der Schrank mit meinen Schriften wurde versiegelt; eine im Hausflur eingerahmte Landkarte des alten Preussenlandes wurde mitgenommen und nicht mehr zurückgegeben. Die Angestellten des Ladens „Sandora“ wurden sofort entlassen; später wurde er für einen Tag geöffnet und wieder geschlossen. Der Fischhändler Licht wurde als „Geschäftsführer“ ‘eingesetzt’. Als ich dagegen protestierte, wurde die Entscheidung aufgeschoben. (...)

So brach unsere Preußisch-Litauische Vereinigung „Sandora“ nach 35-jähriger Tätigkeit zusammen. Wir waren guten Willens, versuchten mit der uns zur Verfügung stehenden Kraft, Abteilungen (Kreise) zu gründen für Frauen und die Jugend, eröffneten Sonntagsschulen und waren auch sonst bemüht, Gottes Wort zu verbreiten. (Ib. S.168)

Abkürzungen

Anm: - Anmerkung des Autors

lit. - litauisch

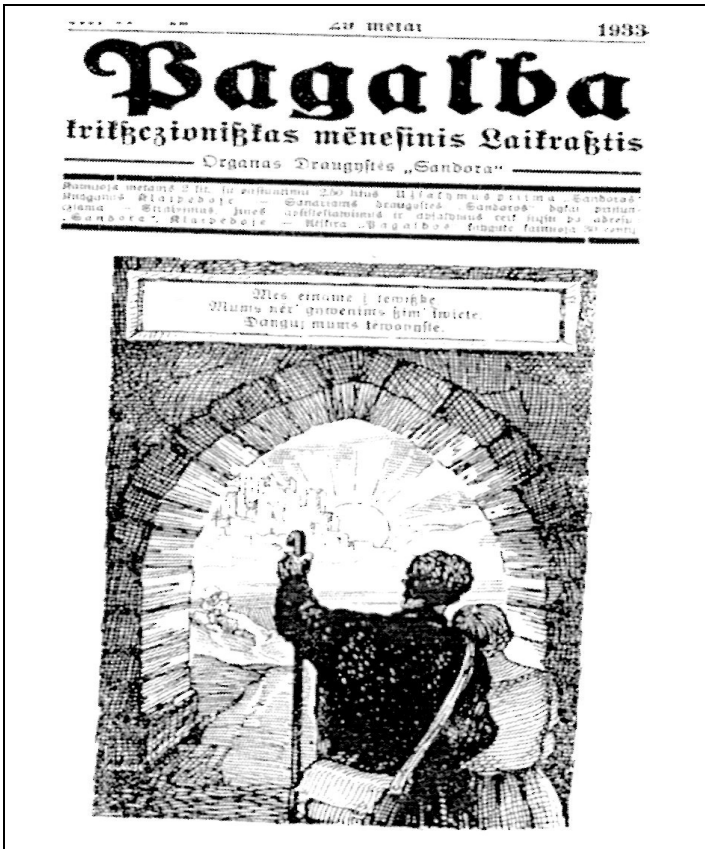
pltd.- plattdeutsch (niederdeutsche Mundart in Ostpreußen)

Dokumentation

Königsberger Allgemeine Zeitung: Nr. 50, Montag, den 30 Januar 1933, Nr. 462, Montag den 2. Oktober 1933

Pagalba: krikščioniškas mėnesinis laikraštis (Die Hilfe. Christliche Monatsschrift): Komplette Jahrgänge 1933/1934/1935/

Motiv über das Tor zur himmlischen Glückseligkeit



Inskrift

Mes einame į tėviškę, Mums nėra gyvenimo šim' swiete. Dangų mums tėvonystė

,Wir schreiten ins Vaterland, für uns ist kein Leben auf dieser Welt, der Himmel ist unsere Heimat'

Literatur

- Alexander Fürst zu Dohna-Schlobitten: Erinnerungen eines alten Ostpreußen. Berlin 1991 (Vollständige Taschenbuchausgabe im Goldmann Verlag)
- Bauer, G.: Deutsch-litauische Sprachbeziehungen und nationale Identität im Memelland. In: Litauisches Kulturinstitut. Jahrestagung, Lampertheim 1995, S. 55-78.
- Beradt, Ch., Das Dritte Reich des Traumes, Mit einem Nachwort von Reinhart Koselleck. München 1966.
- Dönhoff, Marion Gräfin: In memoriam 20. Juli 1944. In: Der 20. Juli 1944. Annäherung an den geschichtlichen Augenblick. 1984, S. 37-57
- Eitner, H.-J.: Hitlers Deutsche. Das Ende eines Tabus. Gernsbach 1990
- Eley, Geoff: Wilhelminismus, Nationalismus, Faschismus: zur historischen Kontinuität in Deutschland. Münster 1991
- Erdheim, M.: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Frankfurt a. M. 1984.
- Eschenbach, E.: Volkskirche im Zwiespalt. Die Generalsynode der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union in der Weimarer Republik. Frankfurt am Main 1991.
- Fahle, G.: Nazis und Bauern. Zur Agrarpolitik des deutschen Faschismus 1933 bis 1945. Köln 1986
- Feuersenger, M.: Es ist ein heißes Thema geblieben. Nach Tagebuchaufzeichnungen und Briefen. In: Voss, R. von und Neske G. (Hrsg.) 1984, S.63-68.
- Fischer, Helmut J.: Hitlers Apparat. Kiel 1988
- Frei, N. : Der Führerstaat. Nationalsozialistische Herrschaft 1933 bis 1945. 7. Aufl. München 2002.
- Gaigalaitis, V., Atsiminimai ('Erinnerungen'). Klaipėda (Memel) 1998
- Gause, F.: Die Geschichte der Stadt Königsberg. Köln 1971
- Geschichte der Bekennenden Kirche in Ostpreußen 1933-1945: Allein das Wort hat's getan. (Hg. Von M. Koschorke). Göttingen 1976.
- Gisevius, E. Sein Leben, von ihm selbst verfasst. Tilsit 1881. 2. Aufl. Tilsit, 1930.
- Gisevius, H. B.: Bis zum bitteren Ende. Vom Reichstagsbrand bis zum 20. Juli 1944. Bertelsmann Lesering 1961.
- Görlitz, W.: Die Junker. Adel und Bauer im deutschen Osten. Glücksburg 1956.
- Goltz, R.; Schröder, M. (Hrsg): Eck vertäll miene Jeschichte. Plattdeutsche Alltagserzählungen aus Ostpreußen. Marburg 1997.
- Grunberger, R.: Das zwölfjährige Reich. Wien 1972.
- Jacobit, S. Die Stellung der werktätigen Bäuerin in der faschistischen Ideologie. Realität und Manipulation. In: Jahrbuch für Geschichte, 27 (1983), S. 171-199.
- Kock, M., 2005: Die Haltung der protestantischen Landeskirchen zum Judentum in der NS-Zeit (Vortrag gehalten am 30. August 2005 in Bad Segeberg) (Quelle: www.ekd.de)³

- Lehndorff Hans Graf von: Die Insterburger Jahre. Mein Weg zur Bekennenden Kirche. München 1969
- Malinowski, S. : Vom König zum Führer. Berlin 2003
- Mommsen, H.: Zur Verschränkung traditioneller und faschistischer Führungsgruppen in Deutschland bei Übergang von der Bewegungs- zur Systemphase. In: Schieder, W. (Hrsg.): Faschismus als soziale Bewegung. Deutschland und Italien im Vergleich. Hamburg 1976 . S. 157-181.
- Petzold, J. Großgrundbesitzer - Bauern - NSDAP. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 29(1981), S. 1128 - 1139
- Preussen – Versuch einer Bilanz. (Ausstellungsführer). Hrsg. Von Gottfried Korf. Reinbeck bei Hamburg 1981
- Pyta, W.: Dorfgemeinschaft und Parteipolitik 1918-1933. Düsseldorf 1996
- Rauschenbach, H.: Zuhause in Pillkallen. Leer 1988
- Reif, H. (Hrsg.): Ostelbische Agrargesellschaft im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Berlin 1994
- Reifferscheid, G.: Das Bistum Ermland und das Dritte Reich, Köln-Wien 1975
- Reifferscheid, G.: Die NSDAP in Ostpreußen. In: Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands 39(1979), S. 61-85.
- Roberts, Stephen H.: Das Haus, das Hitler baute. Amsterdam 1938.
- Rohrer, Ch.: Nationalsozialistische Macht in Ostpreußen. München 2006.
- Roussel, St.: Die Hügel von Berlin. Erinnerungen an Deutschland. Reinbek bei Hamburg 1986.
- Schmitz-Berning, C.: Vokabular des Nationalsozialismus. Berlin, New York 1998.
- Thadden von, R.: Kirche im Schatten des Staates. In: Preußen im Rückblick. Hrsg. Von Puhle, H.-J und Wehler, H.-U. Göttingen 1980. S.146-175.
- Tilitzki, Ch.: Alltag in Ostpreußen 1940-1945. Die geheimen Lageberichte der Königsberger Justiz 1940-1945. Leer 1991.
- Voss, R. von, Neske, G. (Hrsg.): Der 20. Juli 1944. Annäherung an dem geschichtlichen Augenblick. Pfullingen 1984
- Welzer, H.: Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden. Frankfurt am Main 2008
- Wolf, P.: Ohne Maske. Ein Tatsachenbericht. Hamburg, 1948
- Zander, Horst F.: Mit klingendem Spiel. Insterburg 1919-1939. Seesen 1981